

Familienferien in Kiew, Vorbild Madrid, Dracula wäre Calvinist

Nummer 29 – 20. Juli 2023 – 91. Jahrgang
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 7,40

DIE WELTWOCHEN



Hitzeflimmern des Glücks

Eine Verteidigung des Sommers.

Michael Bahnerth

Die Rösti-Doktrin

Sichere Stromversorgung schlägt Klimaschutz. *Hubert Mooser*

Tom Cruise, der letzte Superstar

Der Action-Held rettet das Hollywood-Kino.

Tom Kummer

Mein Freund Otto Waalkes
Norbert Kördörfer
über das Geheimnis der
guten Laune

4 1944075007406 29

THE SOURCE OF CONFIDENCE



At Banque Havilland, we harness our entrepreneurial mind-set with the expertise and empathy of our professional teams to deliver tailored wealth management solutions to build and protect your legacy.

Contact us at banquehavilland.com.



BANQUE
HAVILLAND

LIECHTENSTEIN

WEALTH MANAGEMENT SERVICES

INSTITUTIONAL SERVICES

LIECHTENSTEIN LUXEMBOURG LONDON MONACO DUBAI SWITZERLAND

Lob des Irrtums

«Wenn man Dummheiten macht,
sollten sie wenigstens gelingen.»
Napoleon Bonaparte

Untergänge überall. Vielleicht liegt es am Alter. Ich ertappe mich dabei, immer versöhnlicher zu werden. Irgendwo habe ich gelesen, die *woke*-Ideologie werde demnächst Europa zermalmen. Wenn ich am Morgen den Fernseher einschalte, glühen die Wetterkarten dunkelrot. Schlimmer noch als die nicht mehr abzuwendende Klimakatastrophe aber sei, haben anscheinend renommierte Forscher herausgefunden, die Weltbedrohung durch die «künstliche Intelligenz». Habe ich den Ukraine-Krieg vergessen?

Ich sehne mich nach Entspannung. Mein Hirn erkundet Fluchtwege aus dem Jammerthal der Gegenwart. Linderung verschafft mir seltsamerweise die Lektüre von «1812». In diesem Buch beschreibt der amerikanisch-polnische Historiker Adam Zamoyski das kriminelle Fiasko des napoleonischen Russlandfeldzugs. Man kann die Geschichte als Kommentar zu aktuellen Ereignissen lesen: Wenn selbst der nach damaligen Einschätzungen genialste Feldherr aller Zeiten einen derart inkompetenten Wahnsinn entfesseln konnte, was ist dann heute Putin, Biden und Selenskyj zuzutrauen?

Spüre ich Anflüge von Fatalismus? Doch auch nach Napoleons selbsterstörerischem, mörderischem Einmarsch, der namenloses Elend produzierte, ging das Leben weiter. Das ist tröstlich. Die Menschheit ist nicht umzubringen, obwohl es Teile davon immer wieder versucht haben. Ein unbegreiflicher Überlebenstrieb scheint unsere Spezies immer wieder und gerade noch vor dem Allerschlimmsten abzuhalten. Aus Ermangelung besserer Ausdrücke haben die Menschen dafür das Wort Gott erfunden – die Summe aller Rätsel, denen wir unsere Existenz verdanken.

Möglicherweise ist es die Sommerhitze. Ich kann mich nicht so recht aufregen über die Irrtümer unserer Zeit. Kürzlich sass ich auf dem Flughafen München fest. Klimakleber hatten sich in Hamburg auf die Landebahn geleimt. Ich musste schmunzeln, obwohl

es fürchterlich ernst war. Während wir Passagiere beim Sicherheitscheck gnadenlos durchleuchtet und begrapscht werden, kann man sich auf einem deutschen Flughafen offenbar unbehindert auf die Piste zementieren. Mein Sitznachbar vermutete, die Flughafenchefs, heimliche Komplizen, hätten den Klebern freie Bahn gewährt.

Ich bin ja einverstanden. Einige Grüne sind fürchterlich, und viele Linke sind ganz schlimm. Dieser ganze *woke*-Moralismus ist ein Angriff auf die Freiheit, der letzte Schrei all jener, die allen anderen befehlen wollen,

Man muss dem Unsinn, einmal in der Welt, auch die Chance geben, sich zur Kenntlichkeit zu entstellen.

wie sie zu leben und zu denken haben. Doch handelt es sich hier um etwas wirklich Neues? Die Menschen, links wie rechts, waren doch immer schon besoffen von sich selbst, von ihren Idealen, ihren Hirngespinnsten, die sie für die reine Wahrheit halten. Herrschsucht und Verblendung sind Bestandteil unserer Natur. Übermut und Überfluss enthemmen die schlechten Eigenschaften.

Deshalb bin ich zuversichtlich. Natürlich ist es besser, den Unsinn zu verhindern. Aber man muss dem Unsinn, einmal in der Welt, auch die Chance geben, sich zur Kenntlichkeit zu entstellen, sich zu personifizieren und greifbar, abwählbar zu werden. Der Mensch lernt nur durch die Irrtümer, denen er immer wieder erliegt. An sich wären wir in der Lage, die Fehler unserer Vorfahren zu vermeiden, doch, geblendet von uns selbst, reden wir mit staunenswerter Fantasie uns immer wieder ein, diesmal sei alles anders. Ein Wunder, dass es die Menschheit immer noch gibt. Oder Vorsehung?

Der Mensch hat Mühe, sich seine eigenen Fehler einzugestehen. Die gleichen Wähler und Journalisten, die noch vor kurzem die heute regierenden Parteien empfohlen und angekreuzt haben, sind inzwischen genauso felsenfest überzeugt, dass es neue Leute braucht. Der Politiker ist auch Projektionsfläche, Spielball von Mehr-

heiten, die sich unter veränderten Umständen herausbilden. In wirtschaftlich guten Zeiten gewinnen die Linken und Grünen. In der Rezession kehren die Bürgerlichen zurück. Und so weiter. Die Demokratie ist die Staatsform der Alternativen.

Was aber, wenn man die Alternative nicht mehr wählen darf? Das wollen deutsche Politiker und Medien den deutschen Wählern einreden. Sie sind so verzweifelt, sie pfeifen dermassen aus dem letzten Loch, dass sie sich aus Mangel an überzeugenderen Argumenten für alternativlos erklären. Längst haben sie gemerkt, dass ihnen immer weniger Deutsche die Schauergeschichten und Verteufelungen abkaufen. Umso fiebriger denken sie darüber nach, die aufstrebende Opposition zu bestrafen, am besten zu verbieten, doch wie?

Aus Schweizer Sicht möchten wir den Deutschen sagen: Wenn eine Partei kriminell ist, muss man sie verbieten. Andernfalls muss man sie einbinden. Wir vermuten, dass es sich bei der AfD nicht um eine kriminelle Organisation handelt. Andernfalls wäre sie schon längst hinter Gitter. Doch in Deutschland, scheint es, müssen sich noch einige, die vor allem in den Medien den Ton angeben, an die Tatsache erst gewöhnen, dass eine Demokratie nicht davon lebt, dass alle gleicher Meinung sind («demokratischer Konsens»), sondern vom Ringen, vom Streit um bessere und andere Lösungen.

Doch letztlich sind auch diese Geburtswehen einer neuen politischen Vielfalt im wichtigsten EU-Staat eine gute Nachricht – wie die Klimakleber, die neuen Waffenanbieter oder die für immer mehr Menschen augenöffnenden Aussichten auf eine absurde Version des kalten Kriegs gegen Russland und China. Diese Vorgänge, über die sich manche aufregen, andere verzweifeln, sind hilfreiche Botschaften des Lebens. Unsere Irrtümer sprechen zu uns. Das ist schmerzhaft, aber heilsam, ernüchternd. Loben wir den Irrtum. Es gäbe keine Einsicht ohne ihn. R. K.

Adam Zamoyski: 1812. Napoleons Feldzug in Russland. C. H. Beck. 720 S., Fr. 42.90.

Brandt-Berater Albrecht Müller über Russland und die AfD, Sommer 2023, Hip-Hop in der Schweiz, Norbert Körzdörfer würdigt Otto Waalkes, Johann Ludwig Burckhardt aus Basel entdeckt in Jordanien ein Weltwunder

Willy Brandt, der legendäre SPD-Kanzler der frühen siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts, würde Aussenministerin Annalena Baerbock heute fristlos entlassen – sagt wer? Brandts einstiger Berater Albrecht Müller. Der ehemalige Bundestagsabgeordnete für die SPD und heutige Verleger der *Nachdenkseiten* geht mit der heutigen Garde rund um Regierungschef Olaf Scholz hart ins Gericht. Vor allem die aktuelle Ostpolitik stösst dem 85-Jährigen sauer auf. Seiner Ansicht nach müssten Frieden und Verständigung zurück ins Zentrum, wie er im Gespräch mit der *Weltwoche* sagt. **Seite 22**

Sie kommt in Wellen dieses Jahr, die Sommerhitze, und bricht alle Rekorde. Da war unlängst der heisseste Tag, den der Mensch je aufgezeichnet hat, und in Südeuropa brennt eine Sonne, die die Länder Tag für Tag auf vierzig Grad aufheizt und glühen lässt. Der Sommer 2023 ist einer, der die Menschen schweiss-treibend an die Ränder des Existenziellen treibt. Der Sommer, so hat man gelegentlich den Eindruck, ist nicht mehr der König der Jahreszeiten, sondern ein katastrophales, von des Menschen üppigen und gefräßigen Daseins angetriebenes Monster. Aber dennoch: Wann, wenn nicht im Sommer, gelingt dem Menschen eine Verschmelzung mit der Leichtigkeit des Seins, die fernab des Unerträglichen ist? Und immer noch ist der Sommer die Zeit der Sommerpause. Ein Plädoyer für die geistige Sommerfrische. **Seite 26**



Grüsse aus Norwegen:
Witzbold Waalkes.

Der Festival-Sommer ist in vollem Gang. Und mit den heissen Temperaturen fallen die Hüllen – vor und auf der Bühne. «Schweiz, willst du meine Schlange sehen?», brüllte der schwule Hip-Hop-Superstar Lil Nas X auf dem Gurten ins Publikum und versetzte mit (fast) nacktem Körper 20 000 Fans in Ekstase. Doch nun soll fertig sein mit zu viel nackter Haut. Beim Spex-Festival, das am Wochenende auf der Berner Allmend Premiere feiert, gilt: «No Shirt – no Service». Männer mit entblösstem Oberkörper werden nicht bedient. Aus Rücksicht auf die Frauen, die «nicht so ohne weiteres oben ohne herumlaufen können». **Seite 36**

Vor drei Wochen sass Norbert Körzdörfer mit Lachlegende Otto Waalkes im Berliner In-Italiener «Adnan». Die beiden kennen sich seit Jahrzehnten und redeten über Ottos 75. Geburtstag. Der berühmteste Ostfrieser der Welt lächelte wie ein Lausbube: «Ich weiss selbst nicht, wo ich feiern werde. Es ist eine Überraschung meiner Managerin Linh Lu. Sie wird mich zehn Tage entführen!» In Hamburg stieg er dann in ein Flugzeug – nach Norwegen. Von dort schickte Otto ein Foto. Es regnete, aber er lächelte. Für Körzdörfer keine Überraschung: Er kennt Waalkes' Geheimnis der guten Laune. **Seite 48**

Johann Ludwig Burckhardt, Forscher, Arabist und Spross einer der einflussreichsten Familien Basels, schlich sich als einer der ersten Europäer in die islamische Welt ein. Er kleidete sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts wie ein Muslim, nahm einen arabischen Namen an, sprach Arabisch, konnte Suren zitieren und gab vor, ein gläubiger «Mohammedaner» zu sein, wie es damals hiess. Dank seiner Fake-Identität gelang es ihm, die verlorene Stadt Petra im heutigen Jordanien zu entdecken und sich als einer der ersten Christen in die heilige Stadt Mekka einzuschleichen. Beides war lebensgefährlich. Wäre er nämlich als Ungläubiger entlarvt worden, hätte man das im Orient als Hochverrat und Vertrauensmissbrauch ausgelegt – mit tödlichen Konsequenzen. Pierre Heumann zeichnet aufgrund von Tagebucheinträgen des prominenten Baslers das abenteuerliche Leben Burckhardts nach. **Seite 53**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Anzeigenleitung:** Philip Hofmann. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



LAVAL

Ferienwohnungen inklusive Hotel-Luxus im Bergdorf Brigels

- Suiten für 2 bis 6 Personen mit mehreren Schlaf- und Badezimmern sowie Gartensitzplatz
- Selbst verpflegen oder sich im Restaurant verwöhnen lassen
- Kostenfreie Nutzung des 680m² Bergspa mit Innen- und Aussenpool, Spa-Behandlungen
- Diverse Aktivitäten: E-Biking, Wandern oder einfach nur abschalten im ruhigen, intakten Bergdorf
- Frische Bergluft: Nur zwei Stunden von Zürich oder St. Gallen entfernt



JETZT BUCHEN
www.laval.ch

Wir beraten Sie auch gerne
telefonisch: 081 929 26 26

**EINES DER BESTEN
WELLNESS- UND
4-STERNE-HOTELS
DER SCHWEIZ**

La Val Hotel & Spa • 7165 Brigels



Femme fatale: Sharon Stone. Seite 21



Wunder in der Wüste: Petra. Seite 53



Polit-Odyssee: Dilan Yesilgöz. Seite 28

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Das Erwachen der Tauben
- 9 Peter Rothenbühler Lieber Franco V. Muff
- 10 Tagebuch Bastien Girod
- 11 Bern Bundeshaus
Bis die letzte Bank ihre Pforten schliesst
- 12 Der Mann, der rückwärts altert
Tom Cruise muss jetzt das Kino retten
- 14 Weisheit des Herzens
- 15 Personenkontrolle
- 15 Inside Washington
- 16 Mörgeli
- 16 Deutschland, deine Debatten
Posse um den Verfassungsschutzchef
- 17 Peter Bodenmann
Grüne schwer unter Druck
- 18 Frischluft auf Sommarugas Baustelle
Albert Rösti und die Energiepolitik
- 20 Familienferien in Kiew
Der Fall der Ukrainerin Kateryna P.
- 21 Sünderin, Gelehrte, Heilige
Hollywood-Ikone Sharon Stone
- 22 «Brandt hätte Baerbock nie als
Aussenministerin zugelassen» Interview
mit Kanzlerberater Albrecht Müller
- 25 Kitas unter dem Regenbogen
Genderideologie für die Kleinsten
- 26 Hitzeflammern der Sehnsucht
Die Leichtigkeit des Sommers
- 28 Tun, was nötig ist Dilan Yesilgöz
- 29 Kurt W. Zimmermann
Hitzerekord! 65 Grad in Neuenburg!
- 30 Patt als Chance
Dilemma nach 500 Tagen Ukraine-Krieg

- 32 Eine Eiche unter lauter Löffelkraut
Aiwanger ist kein Strauss
- 33 Herodot
- 34 Erntezeit in Basel
Davidoff ist neuer Weltmarktführer
- 36 News Tendenziöse «Tagesschau»
- 36 Fertig oben ohne Eindrücke vom
Spex- und vom Gurten-Festival
- 37 Stefan Baron
Amerika ist narzisstisch gekränkt
- 38 Gebrochenes Versprechen
Der Westen hat Russland den Boden
für den Krieg in der Ukraine bereitet
- 42 Ringiers Kolumnenoligarch
Frank A. Meyer geht auf die Schweiz los
- 43 Tamara Wernli
Rasierte Männerbeine
- 44 Dracula wäre Calvinist
Ungarn und die Schweizer Reformation
- 46 Madrid ist das Vorbild
Oase der Freiheit
- 47 Anabel Schunke
Wo die kleinen Paschas regieren
- 48 König des Lachens
Otto Waalkes wird 75
- 50 Leserbrief
- 51 Nachrufe
Milan Kundera, Oscar J. Schwenk
- 52 Beat Gygi
Freiheit des Geldausgebens

WELTWUNDER: TEMPEL VON PETRA

- 53 Ein Schweizer namens Scheich Ibrahim
findet in Jordanien die Perle der Wüste
Wie Johann Ludwig Burckhardt
die legendäre Wüstenstadt entdeckte

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Leben für die Zeitenwende
Antikolonialist Hans Paasche
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Matt Bianco
Evergreen der guten Laune
- 68 Fernsehen
- 68 Klassik Musikfestspielzeit
- 69 Comedy Ted Lasso
- 70 Nachruf Jane Birkin
- 71 Film «Barbie»
- 71 Jazz Hausquartett

LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 73 Unten durch
- 73 Sex
- 74 Thiel Akademikereltern
- 74 Häuser Weisses Haus von Wiesbaden
- 76 Bei den Leuten
Zwanzig Jahre Thunerseespiele
- 78 Essen
- 78 Wein
- 79 Auto
- 79 Objekt der Woche
- 80 Zeitzeichen
- 81 Mittagessen mit ...
Marco Koch und Patrick McDermott
- 82 Das indiskrete Interview
Luisa Rossi, Stylistin

Die Zukunft der Schweiz: Zurück zu mehr Liberalismus.



1. Liberaler Kongress

Freitag, 1. September, 9 - 18 Uhr
Seminarhotel Riverside, Glattfelden

Referenten



Anmeldung



via diesen QR Code,
per E-Mail: karin_bieri@mb-kommnet.ch
oder telefonisch: 078 772 95 22

bitte bis Montag 31. Juli,
begrenzte Platzzahl

weitere Infos unter: www.liberale-schweiz.com

Impulse sammeln, austauschen, vernetzen

Das Erwachen der Tauben

Die USA liefern international geächtete Streumunition an die Ukraine – und Bern schweigt. Alt-Bundesrätin Micheline Calmy-Rey und Vertreter der Friedensbewegung sind empört.

Marcel Odermatt



Grenze überschritten: Politiker Lang, Calmy-Rey, Gross (v.l.).

Bern
Die US-Regierung hat angekündigt, Streumunition in die Ukraine zu schicken. Gemeint sind Bomben, die im Gefecht viele kleinere Sprengkörper freisetzen. Oftmals explodieren diese nicht beim Ersteinsatz, sondern bleiben als Blindgänger im Kriegsgebiet verstreut liegen. Sie sind darum noch in Friedenszeiten eine Gefahr für die Bevölkerung.

Die tödliche Fracht aus den USA steht laut Berichten sogar schon in der Ukraine bereit, um auf russische Stellungen abgefeuert zu werden. Der Bundesrat lässt die Lieferung der weitherum geächteten Munition unkommentiert, auch im Uno-Sicherheitsrat, wo die Schweiz derzeit als nichtständiges Mitglied für den Frieden wirken will («Das Schweigen der Tauben», *Weltwoche* Nr. 28/23).

«Wiege des Roten Kreuzes»

Die frühere Bundesrätin Micheline Calmy-Rey (SP) sieht darin eine Schwächung des humanitären Völkerrechts. Mit der Unterzeichnung des Oslo-Übereinkommens habe die Schweiz darauf verzichtet, diese Waffen einzusetzen, und sich überdies dazu verpflichtet, ihren Einsatz nicht zu unterstützen, sagt sie. «Das schliesst auch jede Handlung aus, die ihren Gebrauch erleichtert.» Das heisst: Die Schweiz müsste im Sicherheitsrat jetzt ihre Stimme erheben.

Auf Anfrage möchte das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten

(EDA) weder die USA noch die Ukraine in dieser Sache kritisieren. Die Schweiz sei «sehr besorgt über berichtete Einsätze von Streumunition in von Zivilpersonen bewohnten Ortschaften», wird einzig mitgeteilt. Um anzufügen, man verurteile die militärische Aggression Russlands gegen die Ukraine auf das schärfste.

Calmy-Rey will das nicht gelten lassen: «Ich erwarte von meinem Land, der Wiege des Roten Kreuzes, das die Achtung der Menschenrechte und des menschlichen Lebens in den Mittelpunkt seiner Aussenpolitik gestellt hat, dass es eine kritische und klare Position zur Entsendung solcher Waffen auf das ukrainische Schlachtfeld einnimmt.»

Auch andere Aushängeschilder der Schweizer Friedensbewegung sind über die ausbleibende Reaktion des EDA empört. Jo Lang, ehemaliger Zuger Nationalrat der Grünen, sieht eine Grenze überschritten. «Das Oslo-Übereinkommen verpflichtet seine Mitglieder – also auch die Schweiz –, sich nach Kräften zu bemühen, Staaten, die dem Abkommen nicht angehören, vom Einsatz von Streumunition abzubringen und diese Nationen zu ermutigen, diesem Abkommen beizutreten und es zu ratifizieren.»

Seit Ausbruch des Krieges habe er als Armegegner den «politischen und militärischen Kampf gegen die russische Aggression unterstützt», sagt Lang. Doch nun gingen die Ukraine und ihre Alliierten zu weit: «Der Einsatz von Streumunition ist in keinem Fall zu begründen.

Auch nicht in einem legitimen Verteidigungskampf, wie ihn die Ukraine führt.»

Auch der frühere SP-Nationalrat Andreas Gross ist enttäuscht. «Ich empfand das Oslo-Übereinkommen als klitzekleinen Fortschritt», sagt der Mitbegründer der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA). Dass die USA nun Streumunition an die Ukraine lieferten, sei ein grosser Schritt in die falsche Richtung. «Man bekämpft eine völkerrechtswidrige Aktion nicht besonders glaubwürdig, wenn man dabei ebenso völkerrechtswidrige Mittel verwendet.»

Im Gegenteil berge dieser Schritt die Gefahr weiterer Eskalation, sagt Gross. Die Schweiz dürfe dieser gefährlichen Entwicklung nicht einfach zusehen. Eine kritische Stellungnahme sei «das mindeste, was wir von den Hütern der Genfer Konventionen erwarten dürfen».

Millionen für Räumungsprogramme

Die Schweiz spielte bei der Entstehung des Oslo-Übereinkommens zur Ächtung von Streumunition keine unbedeutende Rolle. Vor allem die damalige Aussenministerin Calmy-Rey hatte sich jahrelang für dessen Zustandekommen eingesetzt. Entsprechend früh – als erst sechster Staat – trat die Schweiz diesem völkerrechtlichen Vertrag im Dezember 2008 bei.

Doch Calmy-Rey war damit noch nicht am Ziel. Die Sicherheitspolitische Kommission des Nationalrats sprach sich zuerst gegen eine Ratifikation aus. Streumunition sei notwendig für die eigene Verteidigung, argumentierten bürgerliche Politiker.

Nach langjährigen Bemühungen gelang es Calmy-Rey schliesslich, die Stimmung im Parlament zu kippen. 2012 erfolgte die Ratifikation des Vertrags durch die Schweiz. Nur die SVP war noch dagegen. Acht Jahre später hat die Armee ihre ganzen Bestände von 9000 Tonnen Streumunition entsorgt. Bis heute setzt die Schweiz jährlich sechzehn bis achtzehn Millionen Franken ein, um Minenräumungsprogramme zu unterstützen.

Mittlerweile haben sich 111 Staaten dem Oslo-Übereinkommen angeschlossen. Nicht dazu gehören Russland, die USA und die Ukraine.

Lieber Franco V. Muff

Sie kommen als Ombudsmann der Schweizer Reisebranche ein bisschen spät mit Ihrem Ratschlag, diesen Sommer eher in der Schweiz zu bleiben und im Ausland einen «Bogen um die Rennstrecken» zu machen, wie Sie sagen. Also die Balearen, Ägypten, Griechenland und Apulien eher zu meiden, weil dort Übertourismus und Dichtestress herrschen, der Service nicht mehr optimal ist.

Sie hätten gleich Venedig, Florenz, die Côte d'Azur, den Gotthardtunnel und so viele andere Ziele nennen können. Aber eben, erstens kommen Sie zu spät, denn die meisten Ferien sind längst gebucht oder angetreten, und zweitens: Offenbar lieben gerade die Schweizerinnen und Schweizer das Schlangestehen am Buffet, die stundenlangen Staus vor Alpentunneln, das Gedränge in Flughäfen und den Platzmangel am Strand. Auch die zu erwartende Rekordhitze scheint niemanden abzuschrecken.



Rache am Reiseverbot:
Reiserwarner Muff.

Es herrscht überall gute Laune, selbst im Gotthardstau!

Es ist der Herdentrieb, das Schaf fühlt sich am wohlsten mitten in einer dichten Herde. Und gemeinsam wird in den Abgrund gerannt. Wenn ich in diesen Tagen in die Schweizer Berge gehe, treffe ich praktisch nur Gruppen von Asia-

ten oder Amerikanern. Die einheimischen Ferienreisenden sind offenbar auf dem Trip des *revenge tourism*: Man nimmt Rache am Reiseverbot während der Covid-Pandemie.

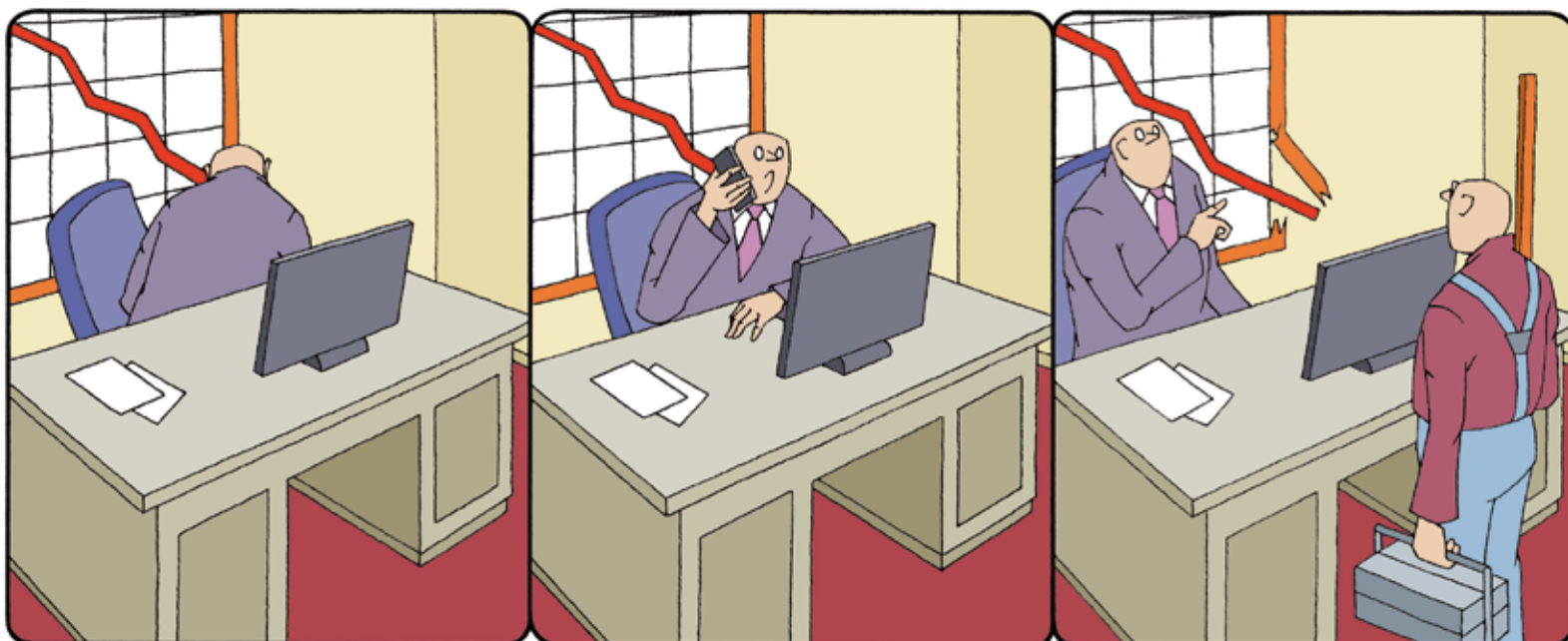
Zum Glück hat die Schweiz noch die Fernosttouristen, wobei diese Gruppen nicht gerade viel Geld ausgeben, sogar in Luxushotels Tiefpreise bezahlen, die jeden einheimischen Touristen vor Neid erblassen lassen.

Wir schütteln jeweils den Kopf angesichts der Pilgermassen in Mekka, wo die Menschen zuhauf wegen Hitze oder Dichtestress umfallen, aber bald sehen auch die Strände in Italien oder Frankreich aus wie Pilgerorte, wo man einfach hingehen muss.

Sie gehen nächstes Jahr in Pension, ich wette, Sie kennen die Orte, wo man auch im August fast allein ist und frische Luft kriegt.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Bastien Girod



Die Wahlen vom Herbst 2019 waren für die Grünen ein historischer Erfolg. Mit siebzehn neuen Sitzen überholten wir sogar die CVP. Doch der Start in die Legislatur war schwierig. Bereits in der zweiten Session dominierte Corona. Das erschwerte es unseren Neustartern, sich zu vernetzen.

Obwohl wir Grünen schweren Herzens bereit waren, das CO₂-Gesetz leicht abzuschwächen, bröckelte die bürgerliche Unterstützung. Nach dem Nein zum Gesetz im Juni 2021 verloren die anderen Parteien den Mut zum Klimaschutz. Bundesrätin Simonetta Sommaruga hatte Mühe, ihre Vorlagen durch das Parlament zu bringen.

Dass dennoch wichtige grüne Anliegen durchkamen, ist den Grünen zu verdanken, deren Bundeshausfraktion so gut aufgestellt ist wie nie, seit ich vor sechzehn Jahren dazu-stiess. Hier drei Beispiele, bei denen ich selber eine Rolle spielte:

1 — Acht Tage nach dem Nein zum CO₂-Gesetz habe ich dieses als Präsident der Umweltkommission wieder traktandiert. So fädelt ich die Verlängerung von dessen unbestrittenen Instrumenten ein, samt dem Verminderungsziel bis 2024. Noch vor Jahresende stimmte das Parlament grossmehrheitlich zu, und die SVP ergriff kein Referendum. Dank dieser Verlängerung bleiben die Pariser Klimaziele für die Schweiz erreichbar.

2 — Mit der parlamentarischen Initiative Girod gelang, was der Umweltkommission misslungen war: den Ständerat zu überzeugen, bei der Solarförderung vorwärtszumachen. Gleichzeitig verhinderte meine Initiative einen verheerenden Förderstopp für neue Windenergie, Wasserkraft und Bio-

masse. Am Schluss unterstützte sogar die SVP meinen Vorschlag fast einstimmig. Dieser Erfolg war keine Selbstverständlichkeit. Allen voran hatte Bundesrätin Sommaruga die Initiative bekämpft. Sie wollte sie mit der Mantelvorlage verschmelzen. Wäre das gelungen, bestünde seit Anfang 2023 eine totale Förderlücke.

Nun können wir Solarenergie im Umfang von mehr als zwei AKW fördern. Das gelang dank einem Kompromiss mit Wasserkraftvertretern, allen voran dem damaligen Nationalrat Albert Rösti. Hilfe bekamen wir vom Büro des Parlaments. Die grüne Fraktionschefin Aline Trede

Wer in den Medien eine zu grosse Show macht, wird im Parlament eher geschnitten.

und ihr SVP-Kollege Thomas Aeschi verhinderten – unterstützt von SVP-Nationalratspräsident Andreas Aebi und SVP-Ständeratspräsident Alex Kuprecht –, dass Bundesrätin Sommaruga die Initiative mit der Mantelvorlage zusammenfügte.

3 — Beim Klimaschutzgesetz, vom Volk mit fast 60 Prozent Ja-Stimmen angenommen, waren die Grünen massgeblich beteiligt. Unser Präsident Balthasar Glättli prägte die Gletscherinitiative von Anfang an. Und ich half entscheidend mit, dass es einen indirekten Gegenvorschlag gab. Dieses Klimaschutzgesetz habe ich in den Grundzügen mit den Initianten und insbesondere mit dem Zürcher FDP-Ständerat Ruedi Noser erarbeitet. Sehr hilfreich waren hier meine Erfahrungen, die ich dank meiner Tätigkeit bei der Zürcher Firma South Pole sammeln konnte. So hatte ich die Möglichkeit, mich mit Ruedi Noser einfacher zu einigen – auf eine Mischung von freiwilligen Massnahmen, verbind-

lichen Zielen und einem Förderkonzept, das innovative Unternehmen unterstützt.

In einer frühen Version des Gegenvorschlags war sogar die SVP offen dafür, diesen zu unterstützen. Doch so war die Vorlage der SP zu wirtschaftsfreundlich. Dank einem Powerplay zu Beginn der Ukraine-Krise gelang es ihr, das Heizungsersatzprogramm ins Gesetz zu schreiben. Inhaltlich richtig, war das strategisch ein Risiko, das aber glücklich ausgegangen ist.

Blassen wir es bei diesen drei Beispielen. Trotzdem möchte ich festhalten: Die Grünen haben noch viel mehr bewirkt. Nationalrätin Meret Schneider aus Zürich brachte viele Landwirtschafts- und Tierschutzvorstösse durch, Nationalrat Christophe Clivaz aus dem Wallis bewegte im Bereich des Tourismus viel, und Nationalrätin Sophie Michaud Gigon aus der Waadt stärkte den Konsumentenschutz. Auch die Grünen-Ständeratsfraktion verstärkte in der Kleinen Kammer die grünen Anliegen und verbuchte einige Erfolge.

Nicht alle grünen Erfolge sind bekannt. Das hat seinen Grund: Gerade für die parlamentarische Arbeit der Grünen kann es kontraproduktiv sein, auf Erfolge hinzuweisen. Wer in den Medien eine zu grosse Show macht, wird im Parlament eher geschnitten und hat weniger Chancen, breite Mehrheiten zu finden. Medienpräsenz allein ist oft ein schlechter Indikator für die tatsächliche Wirksamkeit im Parlament. Deshalb habe ich hier auch nur jene Beispiele konkret aufgeführt, die schon im Trockenen sind.

Bastien Girod ist Nationalrat der Grünen aus dem Kanton Zürich.

Bis die letzte Bank ihre Pforten schliesst

Parlamentarier der USA gehen wegen Russen-Geldern wieder auf die Schweiz los, als wäre die Eidgenossenschaft ein Schurkenstaat. Der Bundesrat verteidigt das Land kaum.

Die U.S. Helsinki Commission, ein unabhängiges, aber der Regierung nahestehendes Gremium, dem eine ganze Reihe von Senatoren und Abgeordneten angehören, veranstaltete am 18. Juli im Senat eine Anhörung zu den angeblich in der Schweiz versteckten Geldern russischer Oligarchen.

Nach dem Brief der G-7-Staaten an unsere Landesregierung, in dem der Schweiz vorgeworfen wurde, sie engagiere sich zu wenig bei der Fahndung nach Russen-Geldern, und nach der rüden Attacke des US-Botschafters in Bern, Scott Miller, für den offenbar jeder Russe mit einem Schweizer Bankkonto ein Putin-naher Oligarch ist, droht nun also wieder massiver Ärger aus den USA.

Die geplante Anhörung wurde von der Kommission am 11. Juli in einem Tweet angekündigt. Unter dem Titel «Russlands Alpenvermögen: Geldwäscherei und Sanktionsumgehung in der Schweiz» soll die «Schlüsselrolle» (Helsinki-Kommission) der Schweiz bei der Geldwäsche Russlands untersucht werden. Dieses Gremium wirft der Eidgenossenschaft seit Monaten vor, Putin-Getreuen zu helfen, ihre Schäfchen ins Trockene zu bringen, und vermögenden Russen ein Reduit in den Alpen zu bieten.

Zweifelhafte Zeugen der Anklage

Die Kommission findet hierzulande nur deshalb Beachtung, weil es ein paar Schweizer gibt, die – von einem missionarischen Sendungsbewusstsein getrieben – als Lautsprecher der Kritik aus dem Ausland funktionieren. So zum Beispiel der emeritierte Basler Strafrechtsprofessor Mark Pieth, der mit seinen Aussagen zum Geldwäsche-Paradies als der verlängerte Arm dieser Kommission auftritt.

Als «Zeugen der Anklage» geladen waren diesmal aber der bekannte US-Investor und Antikorruptionsaktivist Bill Browder, der in einen persönlichen Konflikt mit Schweizer Banken verstrickt ist, sodann der Journalist Drew Sullivan vom Recherchenetzwerk Organized Crime and Corruption Reporting Project sowie die Generalsekretärin der ukrainischen NGO



Schweiz als Hort der Geldwäscherei?
Bundesrat Parmelin.

The Independent Anti-Corruption Commission (Nako). Sind das glaubwürdige Personen?

Wie kommt man überhaupt auf die Idee, dass die Schweiz eine Schlüsselrolle bei der «Geldwäsche Russlands» spielen könnte? Gibt es dafür konkrete Beweise oder bloss Behauptungen der drei nicht eben neutralen Auskunftspersonen? Die Vorwürfe gegen die Schweiz scheinen jedenfalls ungefähr gleich seriös zu sein wie jene, die sich gegen die Opfer der Moskauer Schauprozesse unter Stalin richteten. Sie entfalten allerdings eine fatale Wirkung bezüglich des Images unseres Landes in der Welt.

Der Bundesrat versucht die Attacken offiziell zu ignorieren. Fragt man im zuständigen Departement von Bundesrat Guy Parmelin (SVP) nach, also im Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco), erhält man ein paar Worthülsen serviert, mit denen das Amt seit Monaten alle ab-

Egal, wie viele Milliarden wir blockieren, es wird am Ende für die Amerikaner nie genug sein.

speist, die sich über Russen-Gelder erkundigen. Die Zusammenarbeit auf technischer Ebene mit der internationalen Task-Force, die weltweit die Vermögen des Putin-Regimes aufzuspüren versuche, funktioniert gut, bekommt man etwa zu hören. Ob die Schweiz über diplomatische

Kanäle auf die Vorwürfe reagiert oder die ganze Geschichte aussitzen will, ist unklar.

Der Präsident der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrates, Franz Grüter (SVP), hat festgestellt, «dass man den Leuten im Ausland immer wieder erklären muss, dass die Schweiz sich an internationale Richtlinien hält, dass wir bei der Geldwäscherei strenge Gesetze einhalten und Enteignungen von Geldern gegen unsere Verfassung verstossen». Unsere Regierung müsse das Rückgrat haben, dies im Ausland immer wieder klarzumachen, so Grüter.

Besser vor der eigenen Haustür wischen

Die Schweiz muss sich bei der Jagd nach Geldern von Personen, die dem Regime nahestehen, nicht verstecken. Bisher sind hierzulande aufgrund der Sanktionsmassnahmen gegenüber Russland und Belarus 7,5 Milliarden Franken an Vermögenswerten gesperrt worden. Der Stand bei den blockierten Vermögen ist seit dem 1. Dezember 2022 unverändert. Ausserdem sind dem Seco landesweit fünfzehn Liegenschaften in sechs Kantonen gemeldet worden. Es besteht eher die Gefahr, dass auf Druck der USA und der G-7-Staaten auch die Vermögen von Personen blockiert werden, die mit Wladimir Putin eigentlich nichts zu tun haben.

Gerade die USA sollten besser einmal vor der eigenen Haustür wischen und ihre Offshore-Oase in Delaware in den Fokus nehmen. Vor dem Nationalrat wies Wirtschaftsminister Guy Parmelin kürzlich darauf hin, dass die Schweiz im Vergleich zum Ausland transparent über die blockierten Gelder kommuniziere. Das könne von den USA nicht gesagt werden. Wenn man öffentliche Quellen beiziehe, komme man auf eine Milliarde Dollar, welche die USA bisher an Vermögen von Russen eingefroren habe.

Solange aber in jedem drittklassigen Krimi oder Agententhriller die Schweiz als Hort der Geldwäscherei dargestellt wird, werden alle auch weiterhin davon überzeugt sein, dass wir die geldgierigen Bösewichte sind. Egal, wie viele Milliarden wir blockieren, es wird am Ende für die Amerikaner nie genug sein – bis die letzte Schweizer Bank ihre Pforten schliesst.

Der Mann, der rückwärts altert

Tom Cruise ist nicht mehr länger für das Überleben des Planeten Erde zuständig. Er muss jetzt das Kino retten. Zum Glück ist er so gut in Form.

Tom Kummer

Ich gebe es offen zu: Ich kenne Tom Cruise nicht persönlich. Aber ich kam einmal bis auf drei Meter an ihn heran.

Es geschah im Sommer 1986 bei der Weltpremiere von «Top Gun». Bodyguards und PR-Betreuer schirmten den Jungstar ab, während er Fans und Pressevertretern das schelmischste Dauergrinsen präsentierte, das ich je gesehen hatte. Was mich aber am meisten beeindruckte, waren seine weissen Zähne, eine Ray-Ban-Sonnenbrille und die mittlerweile legendäre Lammfell-Fliegerjacke. Eigentlich sah er damals gar nicht wie ein Filmstar aus, sondern glich eher einem jungen Präsidentschaftskandidaten auf Wahlkampftour.

Das Zeug zum Charakterdarsteller

Heute bedauere ich es sehr, Tom Cruise nie persönlich kennengelernt und nie die Chance bekommen zu haben, wenigstens einmal ganz kurz hinter sein Dauerlächeln zu blicken – das womöglich schon damals von einer höheren Macht gesteuert wurde – und dabei vielleicht mehr über seine unfassbare Disziplin, seinen Ehrgeiz und seine Leidenschaft für die «wahre Filmkunst» zu erfahren, die er der Welt bald vorführen würde. Als er nämlich nicht mehr als der sexy Actionheld aus «Top Gun» gelten will, sondern anspruchsvollere Filme dreht unter Regisseuren wie Stanley Kubrick, Steven Spielberg, Paul Thomas Anderson, Michael Mann oder auch Cameron Crowe.

Vielleicht litt Tom Cruise unter seinem Image als *poster boy* der Yuppie-Generation. So bezeichnete die Zeitgeistkritik junge Erwachsene der 1980er Jahre, die es in die oberen städtischen Mittelschichten geschafft hatten, karrierebewusste Kinder der New Economy, deren Stärke es wurde, einen ansteckenden *feel-good*-Optimismus auszustrahlen. Ihr Held war Tom Cruise mit seiner unfassbaren Leinwandpräsenz, die immer ein wenig wie Zuckerwatte wirkte, selbst als ihn der Drang überkam, schauspielerisches Talent beweisen zu müssen, von dem viele Kritiker nicht überzeugt waren, dass es tatsächlich existiert. Was Tom Cruise immer wieder zum *overacting* verleitete.

Unvergessen die Unterhosen-Tanzszene in «Risky Business», noch heute ein Publikumshit, ebenso die verzweifelten Zeilen «Show me the money» und «You complete me» aus «Jerry Maguire». Er schien es erzwingen zu wollen, in anspruchsvollen Rollen zu glänzen, um vom ewig jugendlichen Oberflächenglanz, den er auf der Kinoleinwand ausstrahlte, abzulenken. Von Dustin Hoffmans Yuppie-Bruder in «Rain Man» über den Vietnamveteranen in «Born on the Fourth of July», Kubricks mysteriösen Erotikthriller «Eyes Wide Shut» und einen Neo-Noir-Killer, den er in «Collateral» spielte, bis zum existenzialistischen Meisterwerk «Magnolia», in dem er seinen vielleicht grössten Auftritt als *method actor* hatte – in solchen Rollen wollte er das «Top Gun»-Wunder vergessen machen und uns mit Authentizität beweisen, dass er nicht nur von einer unglücklichen Jugend in relativer Armut zur gnadenlosen Arbeitsdisziplin und in die Arme von Scientology getrieben worden ist, sondern tatsächlich auch das Zeug zum grossen Charakterdarsteller hat.

Denn er muss sich seines Images als Leinwandpraliné sehr wohl bewusst gewesen sein – und was dieses für den Rest seiner Karriere bedeuten könnte. Er wurde zwar der teuerste Schauspieler aller Zeiten, kassierte Spitzengagen von bis zu dreissig Millionen Dollar pro Film plus Gewinnbeteiligungen. Dreimal war er für einen Oscar nominiert. Aber Pralinés gewinnen keine Oscars.

Mit dem Motorrad über die Klippe

Trotzdem weiss ich ein paar spannende Dinge über alternde Pralinés. Über die Zeit im Leben eines Mannes über sechzig, wenn klar wird, dass man auch ein bisschen angezehlt ist, die eigenen Optionen langsam ausgehen und man sich kurz vor der Ziellinie nur noch auf das Wesentliche beschränken möchte: auf jene Dinge, die für jüngere Menschen manchmal auch ein bisschen lächerlich wirken können. Wie zum Beispiel mit einem Motorrad im Gegenverkehr um den Pariser Arc de Triomphe rasen, sich zwischendrin mal an ein abhebendes Flugzeug hängen, selber Kampffjets fliegen, an den Aussenwänden von Wolkenkratzern mit Saugnäpfen hochklettern,



Das mutigste Praliné:

mit dem Motorrad von einer Klippe stürzen, dabei den Fallschirm aktivieren und sachte zu Boden gleiten. Wagemutige Einlagen, die viele Zwanzigjährige der Generation Z mittlerweile für ziemlich krank halten. In solchen Momenten scheint es, als altere hier ein Mann rückwärts.

Dabei ist die Botschaft, die uns das Werk von «Tom Cruise» vermitteln will, eindeutig: Eine intelligente, empathische Gesellschaft orientiert sich nicht an den Schwächsten, um die Stärksten zu schleifen, sondern entwickelt Stärken, um die Schwächsten mitzunehmen.

Der Held, von dem ich hier spreche, ein Mann mit Jahrgang 1962, will sich auch verletzbar zeigen und dabei als Vorbild für die Jetzgeneration dienen, indem er sich einer der höchsten Herausforderungen stellt, die es für menschliche Wesen gibt: seine Grenzen von Maschinen testen zu lassen – und nicht von den Anwälten der Ex-Frauen, die ihn finanziell aussaugen wollen. Oder von jenen Gutmenschen, die ihm seinen Glauben verbieten möchten.

Es ist ein letztes grosses Ausatmen des letzten grossen Leinwandstars des 20. Jahrhunderts. Bei der Weltpremiere zum grossartigen «Top Gun:

neben seinem Dasein als Superstar mit wertvollen Weisheiten in unser Leben strahlt. Tom Cruise ging auf totale Distanz zur Öffentlichkeit, und zwar mit Hilfe einer kleinen Armee von perfekt gedrillten PR-Beratern und Leibwächtern, die dafür sorgten, dass er untertauchen konnte – wie früher die Hollywoodstars, denen man Hausarrest auf dem Studiogelände verordnete, um sie vor der Aussenwelt zu schützen.

Seither gibt es «Tom Cruise» nur noch in der Rolle des Stunt-Wunders. Das mutigste Praliné auf der zauberhaftesten weissen Oberfläche, die der Mensch geschaffen hat: der Kinolein-

von Scientology schützen. Ein erschütternder Moment für alle Fans – und für Tom Cruise.

Die Sache schien ihm den Verstand zu rauben. Er wollte darauf nur noch über seine Liebesfähigkeit als ganz normaler Mann sprechen. Dabei erklärte er in einem Anfall religiöser Verwirrung die ganze Psychiatrie zur «Pseudowissenschaft». Er dozierte über die *condition humaine*, die in seinem Weltbild zur Metapher für Narzissmus verkommen war. Das Jahr 2012 machte Tom Cruise nicht sympathischer.

Sterbebegleiter der Kinoleinwand?

Um den drohenden Karriere-Super-GAU zu verhindern, wurde eine PR-Armee mobilisiert. Die Privatperson Tom Cruise wurde erfolgreich aus dem Verkehr gezogen. Wann hatten Paparazzi ihn das letzte Mal auf der Strasse oder an einem anderen Ort als einem Filmset oder einer Premiere ablichten können? Nach Jahren hochkarätiger Romanzen – mit Holmes, seiner Ex-Frau Nicole Kidman, «Vanilla Sky»-Co-Star Penélope Cruz und sogar Cher – wurde er jahrelang nicht mehr mit einer Frau gesehen. Kein anderer Star kontrolliert sein Image besser.

Und so versorgt er heute die ganze Welt mit *behind the scenes*-Aufnahmen: Sie zeigen einen genialen Stuntman «Tom Cruise», der die überwältigenden Bilder in seinen Filmen erst möglich macht. Sie wirken im Endprodukt echter, realistischer, immersiver als selbst der teuerste digitale Spezialeffekt. Es ist die authentischste Filmkunst, zu der Tom Cruise fähig ist. Denn

Niemand ausser ihm will sein Leben so leichtfertig für das Popcornkino aufs Spiel setzen.

kein anderer Superstar hatte jemals den Mut aufgebracht, gefährlichere Szenen in echt zu drehen – noch nicht mal das Kampfsportungeheuer Jackie Chan zu seinen besten Zeiten. 500 Mal habe er sich für «MI7» trainingshalber aus einem Flugzeug fallen lassen, habe mehr als 13 000 Sprünge mit dem Motorrad geübt – wobei ihm gelegentlich auch die Grenzen als 61-jähriger Mann aufgezeigt wurden.

Was nicht mit Altersdiskriminierung verwechselt werden sollte. Denn der echte Tom Cruise ist nicht mehr für die Zukunft oder das Überleben des Planeten Erde zuständig. Nein, er muss jetzt das Kino retten. Oder zumindest der guten alten Kinoleinwand als Sterbebegleiter ein würdiges letztes Geleit geben. Niemand kann diese Rolle besser spielen als Tom Cruise. Denn niemand ausser ihm will sein Leben so leichtfertig für das Popcornkino aufs Spiel setzen. Gut möglich also, dass Tom Cruise noch heute von einer höheren Macht kontrolliert wird.

Tom Kummer ist Schriftsteller in Bern und literarischer Korrespondent der *Weltwoche*.



Stunt-Wunder Cruise, 61.

Maverick» fiel es mir wieder auf. Von sieben Bodyguards wurde das wertvollste Ein-Mann-Unternehmen Hollywoods bewacht, von kreischenden Fans bedrängt; ein wunderbar sympathischer Auftritt, charmant, stets höflich Hände schüttelnd, seine Zähne immer noch extrem hell gebleicht, dank Dauerlächeln sichtbar.

Und doch bestätigte es sich bei jener Pressekonferenz im Sommer 2022, dass dieser Mann eine Rolle aufgeben hatte, die er uns noch vor zehn Jahren bedingungslos zu beweisen versuchte: die Rolle des Menschen mit Tiefe, der

wand. Er konzentriert sich jetzt auf jene Rolle, die er am besten beherrscht und die mit einer Ursehnsucht unserer Zivilisation verbunden ist: der Mensch als Cyborg.

Dabei hatte er früher ganz andere Optionen. Lange konnte Tom Cruise eine mehr oder weniger glaubwürdige romantische oder erotische Figur abgeben. Damit war Schluss, als die ganze Welt im Sommer 2012 erfahren musste, dass seine damalige Frau, Katie Holmes, sich von ihm mit der Begründung scheiden liess, sie müsse die gemeinsame Tochter Suri vor den Schergen

Unstillbare Sehnsucht nach Trägheit

Bei allen Annehmlichkeiten schien mir das Menschsein schon einfacher zu leben.



Am Morgen nach dem Gestern.

Der Morgen war noch unverbraucht und ummantelte mein kleines Stückchen Welt mit brüchiger Stille. Die Kühle der Nacht zerfloss in den ersten Sonnenstrahlen, und ich lag in einer Hängematte, sah entweder in den Himmel oder den Bildschirm meines Tablets und konnte mich nicht entscheiden zwischen der beredten Sprachlosigkeit des Himmels und den Worten der Welt.

Ein Zitat von John Wayne kam mir in den Sinn: «Das Wichtigste in unserem Leben ist das Morgen. Um Mitternacht kommt der junge Tag, rein und unbefleckt, und begibt sich in unsere Hände, hoffend, dass wir vom Gestern gelernt haben.» Ich überlegte, was ich vom Gestern gelernt hatte, ich überlegte lange, mir fielen nur Belanglosigkeiten ein und Gemeinplätze; die Ameisen nicht mit Backpulver zu attackieren etwa, weil das Backpulver im Magen der Ameisen sich fatal ausweitet und der Magen dann explodiert. Dass ich meinen Stand beim Abschlag im Golf etwas mehr auf die Ferse verlagern sollte. Solche Dinge. Ich war in diesem Moment der Hilflosigkeit und Unzulänglichkeit, wie die ganze Menschheit es ist: Am Morgen nach dem Gestern hat sie vom vergangenen Tag kaum Essenzielles gelernt.

Gerne hätte ich jetzt einen Espresso getrunken und eine Zigarette geraucht, aber dafür hätte ich mich aus der Hängematte schälen müssen, und meine Trägheit war kraftvoller, und ich schaukelte weiter in aktiver Lethargie. Vielleicht müsste ich lernen,

meine Sehnsucht nach Trägheit in den Griff zu bekommen, dachte ich. Ich verwarf den Gedanken wieder. Trägheit ist gesund, philosophisch gesehen ein erfüllendes Dasein und ökologisch weltrettend.

Der im Sinne einer mobilen Daseinsethik träge Mensch ist im Grunde der Anti-Entwurf einer konsumorientierten Gesellschaft, weil er durch seine Apathie aufgehört hat, den Motor der Welt anzutreiben auf der Jagd nach all den Dingen, von denen er glaubt, ohne sie nicht leben zu können. Und der Homo desidiosus macht viel weniger Lärm. Wir bräuchten, dachte ich weiter, eine Menschheit der Trägheit, keine des hektischen Aktionismus, keine, die sich nur im Sichtbaren zu Hause fühlt.

Dem Menschen entglitt die Trägheit im Zeitalter der neolithischen Revolution, als er sich, und das ist im Grunde ein Witz, für die Sesshaftigkeit entschied, für Ackerbau und Viehzucht und Wände und solide Dächer über dem Kopf. Vorausgesetzt, er konnte überhaupt je träge sein, was nicht ganz klar ist; der Mensch ist ein hungriges, gieriges Wesen, das den Mund nie voll genug kriegt, und ängstlich ist er auch, was ihn aktiver werden und viel zu schnell in den Daseinszustand der Hektik geraten lässt.

Aber wenn die dürftigen Überlieferungen aus einer Zeit vor über 10 000 Jahren zu treffen, war vor der grössten Revolution des Menschen sein Alltag, den Bauch vollzukriegen

und sich nach Lust und Laune fortzupflanzen. Dazwischen lag er untätig vor Höhlen und unter Bäumen und schaute in einen Himmel, von dem er hoffte, dass er sein Freund sei.

Natürlich, wir tun das heute immer noch, auf Gartenmöbeln, in Betten, der Unterschied ist nur, dass wir dabei kaum mehr träge sind. Da sind zu viele Dinge im Kopf, die uns unaufhörlich weitermarschieren lassen, wir sind getrieben von Gedanken und Gewissen. Da sind Bilder, die uns fluten, Telefontöne, die uns tätig werden lassen, da sind Ausschweifungen an das Morgen, das Übermorgen, das Irgendwann. Da ist keine Fähigkeit mehr, hinabzusinken in den Zustand des Vorsichhindösens, in ein sanftes Schaukeln zwischen Tun und Nichtstun. Man könnte dazu, wieder einmal, Blaise Pascal zitieren: «Alle Probleme der Menschheit rühren von der Unfähigkeit des Menschen her, allein in einem Raum still zu sitzen.»

Bei allen Annehmlichkeiten heutzutage, bei aller Sicherheit, bei der fast schon Selbstverständlichkeit, die nächsten Tage und Jahre und Jahrzehnte zu überleben, schien mir an diesem Morgen doch, dass so ein Menschsein schon einfacher zu leben war. Ich glitt aus der Hängematte, duschte, zog mich an und nahm, wie wir alle, das Programm des modernen Menschen wieder auf und versuchte, die Sehnsucht nach der Trägheit zum Schweigen zu bringen.

PERSONENKONTROLLE

Berset, Macron, Mäder, Martullo, Erny, Kambundji, Fesneau, Charles III., Johnson

Alain Berset, Gastgeber, empfängt im November Frankreichs Präsidenten **Emmanuel Macron**. Die Unterschiede zwischen den beiden Magistraten könnten nicht grösser sein. Obwohl schon länger im Amt als sein Pendant vom Hexagon, erreicht Berts Beliebigkeit in der Bevölkerung noch immer Höchstwerte. Zu Macron gehen die Franzosen dagegen immer stärker auf Distanz. Für einmal sollte also der Bückling eines Bundesrates vor einem ausländischen Staatsgast nicht zu tief ausfallen. (odm)

Christoph Mäder, Spalter, ist ein lukratives Verwaltungsratsmandat los. Der Präsident von Economiesuisse verlässt das Aufsichtsgremium der Ems-Chemie. Vorausgegangen war eine Meinungsverschiedenheit mit Konzernchefin **Magdalena Martullo**. Im Abstimmungskampf zum Klimagesetz hatte Mäder die Rechtspartei frontal angegriffen und sich gegen den Willen der SVP-Nationalrätin an vorderster Front für die neue Bestimmung eingesetzt. Darben wird Mäder nicht müssen. Der Funktionär sitzt weiterhin in wichtigen Aufsichtsgremien, unter anderem bei der Lonza Group. Dem ohnehin angespannten Verhältnis zwischen Economiesuisse und der wählerstärksten bürgerlichen Partei wird das Zerwürfnis aber nicht helfen. (odm)

Dudo Erny, Bevölkerungsspezialist, strebt nach höheren Weihen. Wie der gelernte Geograf und Buchautor bekanntgibt, möchte er sich «als parteiloser Quereinsteiger für einen Sitz im Bundesrat bewerben». Begründung: «Weil den meisten Politikern das Schweizer Volk egal ist.» Die niedrige Geburtenrate der Schweizer führe zu einer demografischen Katastrophe. In Kroatien und Ungarn versuche man, die Geburtenrate der Einheimischen zu erhöhen. In der Schweiz indessen würden «die Ein-

heimischen, die nicht geboren wurden, durch Einwanderer ersetzt». Allerdings ist der 1953 in Kroatien geborene, seit 1965 in der Schweiz lebende Dudo Erny – streng genommen – auch ein Einwanderer. (mö)

Ditaji Kambundji, Sprinterin, gewann an der U-23-EM im finnischen Espoo über 100 Meter Hürden souverän Gold. Die 21-jährige Bernerin schnappte sich den Titel in 12,68 Sekunden und verbesserte damit ihre persönliche Bestzeit um zwei Hundertstel. «Ich bin überglücklich, dass ich diese Leistung genau im richtigen Moment abrufen konnte», sagte die jüngere Schwester von Sprintkönigin **Mujinga Kambundji**. Definitiv die beiden schnellsten Geschwister des Landes. (ah)

Marc Fesneau, Sonnenkind, ist in heisses Wasser geraten. Befragt zu Rekordtemperaturen in einigen Regionen, wiegelte Frankreichs Landwirtschaftsminister ab. «Wir haben eher Temperaturen, die für einen Sommer ziemlich normal sind», sagte er – und handelte sich die Mutter aller Shitstorms ein. (ky)

König Charles III., Lebenskünstler, lebt auf grossem Fuss. Endlich frei von den scharfen Augen seiner rappenspaltenden Mutter, hat der Britenkönig seit der Thronbesteigung seine Ausgaben kräftig erhöht. Sparappelle entsetzter Regierungsbeamter ignoriert er bisher. Dafür hat er nicht siebzig Jahre gewartet. (ky)

Boris Johnson, Journalist, leidet unter Erinnerungsstörungen. Der britische Ex-Premier, der sein Leben als Kolumnist mit sechsstelligem Salär fristet, wettet gegen eine Emissionsabgabe für London. Eingeführt wurde sie seinerzeit – von Bürgermeister Boris Johnson. (ky)



INSIDE WASHINGTON

Kerry, der saubere Vielflieger

John Kerry, Klimazar des Weissen Hauses, landete am vergangenen Sonntag in Peking zu dreitägigen Gesprächen mit der chinesischen Führung über Fragen der Erderwärmung. In der Volksrepublik wurde er gewiss freundlicher empfangen als unlängst in Washington, wo er von den republikanischen Mitgliedern des Unterausschusses für Aufsicht und Rechenschaft drei Stunden lang in die Mangel genommen wurde. «John Kerry sollte ein Budget von null Dollar haben, und sein Amt ist völlig überflüssig», erklärte Harriet Hageman, die Abgeordnete aus Wyoming, gegenüber dem *Cowboy State Daily*. «Warum finanzieren wir einen ehemaligen Aussenminister, der in Privatjets durch die Gegend fliegt?»

Der 79-jährige Klimaaktivist steht schon lange in der Kritik wegen seines umweltschädlichen Lebensstils, der auf das Konto seiner steinreichen Ehefrau Teresa Heinz geht. Nachdem Kerry privat nach Reykjavík geflogen war, um den Arctic Circle Prize 2019 in Empfang zu nehmen, erklärte er kleinlaut: «Es ist die einzige Möglichkeit für jemanden wie mich, der weltweit unterwegs ist, um diesen Kampf zu gewinnen.» Im Sommer vergangenen Jahres enthüllte Fox News, dass der Heinz-Kerry-Privatjet (ein Gulfstream GIVSP) in den achtzehn Monaten seit Kerrys Ernennung zum Sonderbeauftragten des Präsidenten für Klimafragen im Lauf von 48 spritfressenden Exkursionen 325 Tonnen Kohlendioxid in die Atmosphäre geblasen hat.

In der vergangenen Woche fielen die Republikaner über Joe Bidens Flügelmann her. «Während wir an die Amerikaner appellieren, in dieser Übergangszeit massive Opfer für die Allgemeinheit zu bringen», schimpfte Mike Waltz, Abgeordneter aus Florida, «fliegen Sie und/oder Ihre Familie in Privatflugzeugen durch die Gegend – das riecht nach Heuchelei.»

Amy Holmes



Frontalangriff: Funktionär Mäder.



Souverän Gold: Sprinterin Kambundji.

MÖRGELI

GLP ist Economiesuisse ist Operation Libero

Alexander Keberle nannte sich schon im zarten Alter von 24 Jahren «Jurist und Ökonom». Damals trat er für die FDP bei den Basler Grossratswahlen an. Mittlerweile ist Keberle 31-jährig. Und kandidiert für die Zürcher Grünliberalen für den Nationalrat. Diese Enthüllung des *Sonntagsblicks* ist insofern interessant, als Alexander Keberle gleichzeitig als Mitglied der Geschäftsleitung von Economiesuisse amtiert. Er leitet im Wirtschaftsdachverband die Bereiche Umwelt, Energie und Infrastruktur.

Mit dem grünliberalen Bekenntnis des Economiesuisse-Mannes enthüllt sich die Politik dieses Wirtschaftsverbands zur Kenntlichkeit. Unterstützt er doch die Bundessubventionen von vielen Milliarden zugunsten des Ersatzes von fossilen Energien. «Wir haben uns schon vor Jahren für Netto-Null ausgesprochen und waren damit der Politik voraus», prahlte Alexander Keberle im Namen von Economiesuisse in der NZZ. Was Klimaaktivist Reto Knutti fast wörtlich bestätigte: «Während die Politik stillstand, hat die Wirtschaft vorwärtsgemacht.»

Unter dem Einfluss des Ex-Freisinnigen und Neo-Grünliberalen Alexander Keberle kam denn auch die Unterstützung der «Klimaschutzinitiative» durch Economiesuisse zustande. Eine planwirtschaftliche Vorlage, die mit Marktwirtschaft so viel zu tun hat wie ein Ochse mit einem Springpferd. Deshalb der Verbandspräsident Christoph Mäder den Verwaltungsrat der Ems-Chemie demnächst verlässt.

Die Akte Alexander Keberle macht klar: Die Grünliberalen bestimmen heute die ruinöse Energiepolitik von Economiesuisse. Sie haben den ordnungspolitisch einst stramm freiheitlichen, staatskritischen Verband übernommen. Die GLP wiederum ist deckungsgleich mit der Operation Libero. Also jener Bewegung von Euroturbo, die uns auf direktem Weg in die EU führen will. Economiesuisse wird sich auch für die Landschaftverschandelung durch massenhafte 220-Meter-Windräder aussprechen. An uns Bürgern liegt es jetzt, in den Gemeinden gegen diesen Irrsinn zu rekurrieren. Zum Glück haben wir eine fünfte Landessprache. Nämlich die Einsprache.

Christoph Mörgeli

Deutschland, deine Debatten

Ist der Verfassungsschutzchef ein «unabhängiger Beamter»? Ja, sagt der Kanzler. Das kann man auch anders sehen.

Ralf Schuler

Stellen Sie sich vor, ein vom Staat finanzierter Inlandsgeheimdienst überwacht eine grössere Oppositionspartei, erklärt in Gestalt seines Chefs, man könne nicht allein dafür sorgen, dass die betreffende Partei klein bleibe, und operiert mit Schätzungen per Daumen, wie gross etwa bestimmte Flügel der Partei seien.

Wir sprechen vom deutschen Verfassungsschutz, dessen Präsident Thomas Haldenwang (CDU) laut Kanzler Olaf Scholz (SPD) ein «unabhängiger Beamter» sein soll, der sich aber tapfer damit brüstet, eine Regenbogenfahne vor dem Haus und im eigenen Büro zu haben und so Ampelkoalition-gefällig gendert, dass er schon mal lange Gespräche mit «Bewerbenden» führt.

Überhaupt kann sich das links-gelbe Regierungsbündnis über den CDU-Mann Haldenwang nicht beschweren. Er kann in Klimaklebern keine Erpressungsversuche gegenüber dem Staat erkennen, sondern nur löbliche Absichten zum Klimaschutz, der ja schliesslich Verfassungsrang genießt. Ein Bundesverdienstkreuz sollte demnächst also durchaus drin sein für Strassenblockierer und Kunstschänder.

Diktatur mit demokratischen Mitteln

Noch problematischer ist allerdings, dass Haldenwang den ursprünglich aus guten Gründen nach den Erfahrungen der NS-Zeit sehr eng begrenzten Auftrag des Verfassungsschutzes weit über die eigentlich im Gesetz stehende Bekämpfung aggressiv-kämpferischer Verfassungsfeinde und ausländischer Spione hin zur Verfolgung missliebiger Meinungen ausdehnt.

Die Begründung ist abenteuerlich: Überall, wo die Menschenwürde (Art. 1 GG) angetastet werde, müsse man wachsam sein – unabhängig davon, ob die Akteure die freiheitliche Grundordnung bekämpfen und abschaffen wollen oder nicht. Schliesslich habe man 1933 gesehen, dass man auch mit demokratischen Mitteln eine Diktatur errichten könne.

Berlin

So tauchen in den Verfassungsschutzberichten inzwischen Delikte wie «verfassungsschutzrelevante Delegitimierung des Staates und seiner Organe» auf, worunter übrigens auch Leute fallen, die die Gegenwart mit DDR-Zeiten vergleichen, was der Autor dieser Zeilen, aufgewachsen in der DDR, nie wieder tun wird (groses Pionier-Ehrenwort!).

Allerdings wären staatliche Organe auch dann delegitimiert, wenn man etwa über den Sinn des Amtes eines Bundespräsidenten sinnieren würde, was zweifellos zulässig und nicht selten berechtigt ist. Aber wir wollen ja nicht im nächsten Verfassungsschutzbericht vorkommen.

Ralf Schuler ist Politikchef des Nachrichtenportals www.nius.de und betreibt den Youtube-Kanal «Schuler! Fragen, was ist?» (youtube.com/@ralf-schuler)

liebe ist...



Grüne schwer unter Druck

Brennpunkt Wallis: Solardächer brennen. SVP-Gemeinden zeigen den Weg.



Die Grünen gewannen 2019 6 Prozent der Stimmen, weil die SP alle Zukunftsfragen vergeigte: Klimawandel, EU, Frauenstreik. Die Hälfte der grünen Gewinne ist schon wieder weg.

In Österreich sind die Grünen an der Regierung beteiligt. In der Schweiz möchten die Grünen trotz Verlusten regieren. Strategiefrei.

Der Vater des Erfolgs der österreichischen Grünen ist ihr Vizekanzler Werner Kogler. Voller Stolz weihte er vor zwei Wochen eine solare Freiflächenanlage ein. Österreich will bis 2030 solare Anlagen mit einer Leistung von mehr als zwanzig Gigawatt ans Netz bringen.

Wenn die Schweiz gleich schnell unterwegs wäre, könnten wir 2032 erstens alle Atomkraftwerke abstellen. Zweitens auf chinesische Elektroautos umsteigen – made by Ems-Chemie. Und drittens unseren Gebäudepark mit Luft-Wasser-Wärmepumpen heizen und kühlen.

Alles kein Problem, weil wir in unseren Speicherseen acht Milliarden Kilowattstunden Winterstrom bunkern können. Und über Notstromaggregate mit einer Leistung von vier Atomkraftwerken verfügen. Dazu kommt: Alpine Solaranlagen produzieren die Hälfte des Solarstroms im Winter. Und wir können diesen dank dezentraler Batterie-Power neu flatterstromfrei und kostengünstig Tag und Nacht ins Netz einspeisen. Nicht nur als Bandenergie, sondern sogar bedarfsgerecht. Der Dank gebührt dem Tattergreis Joe Biden, der mit Steuergutschriften die Batteriepreise in den Keller drückt.

Texas ist bis zum Kotzen republikanisch. Aber gleichzeitig sind Republikaner, Republikanerinnen pragmatische Business-Männer, clevere Business-Frauen. Kein Bundesstaat produziert

in den USA heute mehr Strom mit Wind und Sonne als Texas. Mehr Strom, als die Schweiz pro Jahr verbraucht.

Bastien Girod müsste in den Spuren der österreichischen Grünen und der texanischen Republikaner endlich aufzeigen, wie er und seine

In der Schweiz möchten die Grünen trotz Verlusten regieren. Strategiefrei.

Grünen jene 25 Milliarden Kilowattstunden Winterstrom produzieren wollen, die wir brauchen. Vielleicht auch mit Wasserstoff, den man wohl aus Nordafrika importieren müsste.

Stattdessen redet uns Girod ein, wir könnten das Problem mit Aufdächanlagen in den winterlichen Nebelbänken des Mittellands lösen.

Für Solarzellen gilt: Pro Kilowatt installierte Leistung beträgt der CO₂-Ausstoss eine Tonne. Wer vier Mal mehr Solarzellen braucht, stösst vier Mal mehr CO₂ aus. Ökonomisch und ökologisch eine Dummheit.

Der doppelte Glasbruch- und Blechschaden für die Grünen kommt aus dem Wallis.

In Vétroz hat das Unternehmen Biofruits – wie der Namen sagt – biologisches Gemüse und biologische Früchte gelagert, sortiert und versandt. Teile des mehrstöckigen Gebäudes wurden an gesamthaft zwölf KMU vermietet. Das Dach war mit Solarzellen voll belegt.

Vor zwei Wochen brannte es bei Biofruits in Vétroz lichterloh. Warum, weiss bis heute niemand. Aber die Folgen kennen wir. Überall flo-

gen Splitter der Solarpanels durch die Gegend. Die Folgen: Das Schwimmbad von Sitten musste den Betrieb einstellen. Die Bauern durften grossflächig auf ihren Feldern kein Obst und kein Gemüse mehr ernten. Zweihundert eilig aufgebotene Zivilschützer versuchten, die Umgebung von Solarglassplittern zu säubern, halb erfolgreich. Jetzt sollen Flüchtlinge weiterhelfen.

Eine Woche später brannte es in Visp. Betroffen war der Stall eines Biobetriebs mit Solarzellen auf dem Dach. Diesmal war die Betriebsfeuerwehr der Lonza so schnell vor Ort, dass man in Visp ohne Unterbruch baden konnte. Die Polizei sucht und untersucht.

Sicher ist, die Versicherungen werden die Risiken von Aufdächanlagen, die sowieso laufend teurer werden, nicht mehr zu vernünftigen Preisen decken. Eigentümer werden die Handbremse ziehen. Ein neues Zeitalter beginnt.

Diese Probleme stellen sich bei alpinen Freiflächenanlagen nicht. In Gondo können keine Solarbäume brennen, weil diese nicht überdacht werden. Und weil bei bifazialen Zellen keine brennbaren Plastikfolien verwendet werden.

Wunder in den Alpen: Oberwald und Hérémence haben SVP-Gemeindepräsidenten. Gondo stimmt in der Regel SVP-treu. Orsières ist stockreaktionär. Alle diese Gemeinden wollen zusammen mit Dritten alpine Solaranlagen bauen. Der Start war am 19. Juli in Gondo. Werden Girod und die Seinen gegen rechte SVP-Berggemeinden wie Gondo Sturm laufen? Bleiben wir dran.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Frischlucht auf Sommarugas Baustelle

Albert Rösti verfolgt einen einfachen Grundsatz: Sichere Stromversorgung schlägt Klimaschutz. Mit einer politischen Sommer-Offensive versucht er den Winter-Blackout zu verhindern.

Hubert Mooser

Bern
Irgendwann werden sie Bundesrat Albert Rösti ein Denkmal errichten im Wallis. Der neue Vorsteher des Departements für Umwelt, Verkehr und Energie (Uvek) hat den Abschuss von Wölfen erleichtert und die neue Regelung erst noch vorzeitig in Kraft gesetzt. Nirgendwo sonst im Land holt er sich dafür wohl mehr Applaus und Lob als entlang der Rhone. Dort reagieren die vielen Schafhalter seit Jahren immer gereizter darauf, dass ihre kostbaren «Schwarznasen» von einer wachsenden Wolfspopulation gerissen werden.

Über ein halbes Jahr ist der Berner Oberländer jetzt im Amt. Nach aussen konnte er in dieser Startphase eine Reihe kleiner Zeichen setzen, so dass mit ihm ein neuer Wind im umfangreichsten Departement weht. Neben dem Wolfsbeschluss legte er zum Beispiel auch die Arbeiten an der neuen SRG-Konzession auf Eis. Sein Departement nahm dabei Bezug auf die neue Halbierungsinitiative (oder SRG-Initiative) seiner Partei, der SVP, welche verlangt, dass private Haushalte nur noch 200 Franken für Radio und Fernsehen bezahlen müssen. Vor knapp einem Monat gab der Co-Präsident des Initiativkomitees, SVP-Nationalrat Thomas Matter, bekannt, dass dieses Volksbegehren zustande kam.

Ein halber SVP-Bundesrat?

Den Bernern eilt zwar der Ruf voraus, sie seien etwas langsamer als andere Eidgenossen. Aber vor der Sommerpause schien es, als habe sich Rösti nun zur Devise gemacht: Tempo machen, viel unterwegs sein, so viele Hände schütteln wie möglich: Auftritt vor der SVP-Delegiertenversammlung in Küsnacht am Rigi, gleichentags brettete er ins Wallis auf die Alpe Tschorr oberhalb der kleinen Berggemeinde Ergisch, wo der frühere SVP-Präsident Toni Brunner seine Eringerkühe sömmer.

In der darauffolgenden Woche am Montag: Eröffnung des Gubristtunnels, am Abend dann ein Treffen mit der Waadtländer Regierungsrätin Nuria Gorrite (SP) und SBB-Chef Vincent Ducrot zum Ausbau des Bahnhofs in

Lausanne. Zwei Tage später Aufbruch nach Rom zur Unterzeichnung von Energie- und Verkehrsabkommen. Besuch der Ausstellung «175 Jahre Bundesverfassung». Zwischendurch taucht er unerwartet mit seiner Gemahlin als Überraschungsgast zur Premiere des «Dällebach Kari» bei den Thunerseespielen auf. Es ist, als wolle er sich im Wahljahr als volksnaher Landesvater präsentieren und nahe bei den Menschen sein.

Als passionierter Schlagzeuger ist es Rösti gewohnt, Tempo und Rhythmus vorzugeben. Er muss dabei aber auch noch ständig einen

Als passionierter Schlagzeuger ist es Rösti gewohnt, Tempo und Rhythmus vorzugeben.

Spagat vollziehen zwischen den Erwartungen seiner Partei und den Realitäten des Bundesratsamts. Der Berner achtet ausserdem fast penibel darauf, dass er dabei keine Sympathien aufs Spiel setzt, hüben wie drüben. Es wird wohl ein frommer Wunsch von Klimaforscher Thomas Stocker bleiben, darauf zu hoffen, dass die SVP ihren Rösti als halben Bundesrat beschimpfen könnte, weil er beim Klimaschutz einen schnelleren Takt schlägt, als der SVP lieb ist. Für Rösti kommt Energiepolitik vor Klimapolitik, das hat er in den vergangenen Tagen wieder betont.

Als früherer Energiepolitiker weiss er, dass der Ausstieg aus Gas, Öl und Kernenergie ein Wettlauf gegen ein drohendes Blackout ist. Kann die Schweiz genügend Strom aus Wasserkraft, Sonne, Wind und Biogasanlage bereitstellen, um das im Juni von den Stimmbürgern beschlossene Klimaziel zu erreichen, also netto null CO₂-Emissionen bis 2050? Rösti zeigte sich am Abstimmungssonntag zufrieden. Aber er warnte auch vor falschen Hoffnungen. «Ich habe immer gesagt, die Dekarbonisierung ist nötig. Aber wir müssen zuerst eine Alternative haben. Das heisst, es muss genügend Strom produziert werden. Das ist meine Haltung, die ich immer vertreten habe.»

Er macht es anders und besser als seine Vorgängerin Simonetta Sommaruga (SP), die von Wissenschaftlern wie Klimaforscher Stocker stark beeinflusst war. Stocker versuchte auch beim neuen Uvek-Chef anzudocken. Die beiden trafen sich im stillen Kämmerlein, der Klimaforscher wollte das Treffen geheim halten, aber dann wurde es dennoch bekannt. Rösti hat nicht die Absicht, unser Land mit dem gleichen Übereifer, und von Untergangspropheten begleitet, ins Energiechaos zu stürzen. Das Kernstück der Vorlage, über die wir am 18. Juni abgestimmt haben, ist eine Milliarden-subsidierung beim Ersatz alter Öl- und Gasheizungen durch klimafreundlichere Systeme.

Zeitgeistige Abenteuer

Der neue Energieminister will prioritär einen Plan aushecken, um zuerst die alten Widerstandsheizungen, die eigentlichen Stromfresser, zu ersetzen und so elektrische Energie einzusparen. Das hat zwar nichts mit Klimaschutz zu tun, wie der Walliser Nationalrat Michael Graber, der den SVP-Referendumskampf gegen das Energiegesetz anführte, zu Recht monierte. Es macht aber durchaus Sinn, hier anzufangen.

Deutlich zeichnet sich bereits ab, dass Rösti nicht angetreten ist, um die Energiepolitik in Frage zu stellen. Er hat es sich vielmehr zum Ziel gesetzt, die rot-grüne Energiepolitik, dieses zeitgeistige Abenteuer, das ebenso gewaltig wie grossartig zu scheitern droht, irgendwie zu vollenden. Schon vor seiner Wahl in die Landes-





Und dann ist da noch die Atomfrage: Bundesrat Rösli im Val d'Héremence.

regierung half er mit, den Solarexpress, den umstrittenen Bau hochalpiner Sonnenkraft, politisch mehrheitsfähig zu machen, indem er für Wasserkraftprojekte die gleichen rechtlichen Extrawürste herausholte, wie man sie für alpine Sonnenkraftwerke beschloss. Seine SVP zog hier mit.

Dass das richtig war, davon ist er weiterhin überzeugt: «Im Moment geht es darum, aus einer potenziellen Strommangellage herauszukommen. Wir brauchen im Winter zirka 10 Prozent mehr Strom.» Die paar Solar- und Windkraftanlagen, die man mit dem Solarexpress und dem Windexpress zur Deckung des Winterbedarfs beschlossen habe, würden die Landschaft noch nicht verschandeln, beruhigte er im Tele-Zürli-«Sommer-Talk», aufgenommen auf der Dachterrasse des Hotels «Bären» mit Blick auf die eingerüstete Kuppel des Bundeshauses.

Sommaruga hat Rösli einige Baustellen hinterlassen. Das Strommantelgesetz, welches den Ausbau erneuerbarer Energie forcieren will, die Beschleunigungsvorlage, mit der Verfahren beim Ausbau von Wasserkraft, Sonne und Wind verkürzt werden, eine Neuauflage des 2021 gescheiterten CO₂-Gesetzes,

also mit den Massnahmen zur Reduktion der Treibhausgase. Verbote und höhere Abgaben soll es unter Rösli keine geben, dies hat der Berner kundgetan. Allerdings ist damit nicht gesagt, dass das Parlament seinem Rat folgt und auf solche Schritte verzichtet.

Ferien auf Korsika

SP und Grüne wollen ausserdem der aus ihrer Sicht klimapolitischen Langsamkeit mit einer Klimafonds-Initiative beikommen; man solle jährlich bis zu einem Prozent in den ökologischen Umbau investieren. Die Grünen kün-

«Die Dekarbonisierung ist nötig. Aber wir müssen zuerst eine Alternative haben.»

digten obendrein an, dass man die Lancierung einer Solar-Initiative prüfe. Die Genossen wollen auch noch ein Volksbegehren gegen den Finanzplatz aufgleisen, weil dieser Konzerne finanziere, die im Kohle-, Öl- und Gassektor tätig seien.

Und dann ist da noch die Atomfrage. Christian Imark (SVP) und andere haben eine Initia-

tive für neue AKW lanciert, die zusätzlichen Auftrieb erhalten hat, nachdem sich auch FDP-Präsident Thierry Burkart für eine Art Revival der Kernkraftwerke aussprach. Das Ziel ist die Streichung des Technologieverbots aus dem Kernenergiegesetz.

Diplomatisch gab Energieminister Rösli in Interviews wiederholt zu verstehen, dass neue Technologien allenfalls längerfristig eine Option seien – nach 2035, so der schlaue Berner. Das ist etwa der Zeithorizont seines Bundesratsmandats, und das wäre auch der Zeitpunkt, wo das letzte Atomkraftwerk, also Leibstadt, nach fünfzig Jahren vom Netz gehen müsste. Rösli rechnet jedoch jetzt mit einer Laufzeit von sechzig Jahren, wenn die Anlagen sicher sind.

So oder so wird sich der neue Energieminister mächtig ins Zeug legen müssen, wenn er die heute zuverlässige Stromversorgung bei gleichzeitiger Dekarbonisierung dank den Atommeilern künftig mit Wasser, Sonne und Wind absichern will. Vielleicht kommt ihm die eine oder andere zündende Idee zum Experiment Energiewende, wenn er in den kommenden Tagen mit seiner Familie auf der sonnenreichen Insel Korsika Ferien verbringt.

Familienferien in Kiew

Eine Ukrainerin entzieht einem Schweizer Vater das gemeinsame Kind. Er und der Staat sollen zahlen, für gefährliche Reisen und eine Eigentumswohnung.

Christoph Mörgeli

Ünal Gencer* ist als Sohn türkischer Eltern in der Schweiz geboren, hat Betriebswirtschaft studiert und arbeitet als Geschäftsführer einer Firma in Zürich. Der damals 45-Jährige lernte in den Sommerferien 2020 seine spätere Partnerin Kateryna Pavlenko* kennen. Die 32-jährige Ukrainerin lebte in Kiew, wurde von ihm schwanger und reiste im Dezember 2021 mit einem «Heiratsvorbereitungsvisum» in die Schweiz ein; später erhielt sie die befristete Niederlassungsbewilligung B. Ende Februar 2022 kam der gemeinsame Sohn Amon* zur Welt. Rasch merkte Gencer, dass Pavlenko deutlich andere Vorstellungen vom gemeinsamen Leben hatte. Speziell ihre monatlichen Ausgaben überstiegen die finanziellen Möglichkeiten des Mannes deutlich.

Im Sommer 2022 reiste auch Pavlenkos Mutter nach Zürich. Gemeinsam angetretene, mehrwöchige Ferien über Neujahr 2022/23 im Beisein dieser Mutter endeten im Streit und mit der vorzeitigen Abreise von Ünal Gencer. Kateryna Pavlenko erkundigte sich im Kreis ihrer ukrainischen Kolleginnen über Alimentenzahlungen. Am 3. Februar 2023 kam sie mit Sohn Amon nicht nach Hause. Ünal Gencer wandte sich an die Polizei, da er befürchtete, sie habe sich in die Ukraine abgesetzt – zumal Kleidungsstücke und die Reisepässe fehlten. Abklärungen ergaben, dass sich Kateryna Pavlenko und Amon in einem Frauenhaus aufhielten.

Geld von der Sozialhilfe

Ihre dortige Bezugsperson reichte eine Gefährdungsmeldung für Amon ein: Kateryna Pavlenko wirke «psychisch belastet» und sei «gegenüber dem Kind emotional kaum präsent». Als sie im April 2023 mit Amon ihre nach Kiew zurückgekehrte Mutter besuchen wollte, erwirkte der Vater ein Reiseverbot. Die ukrainische Mutter verweigerte dem Vater fünf Monate lang jeden Kontakt und damit den Aufbau einer tragfähigen Beziehung zum Kleinkind. Dabei hielt die Kinder- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) fest: Grün-

de, die gegen die Kontakte zwischen dem Vater und Amon sprechen, seien «nicht ersichtlich». Ünal Gencer darf seit kurzem in Begleitung seiner Schwester an den Wochenenden Amon drei Stunden lang sehen.

Kateryna Pavlenko reichte gegen den Vater ihres Kindes Strafanzeige wegen «physischer, psychischer und wirtschaftlicher Gewalt» ein.

Kateryna Pavlenko lehnt es ab, Deutsch zu lernen. Einen Kurs hat sie nach fünf Tagen abgebrochen.

Der zuständige Staatsanwalt konnte indessen nichts dergleichen erkennen und beendete das Verfahren mit einer Nichtanhandnahme-Verfügung. Die Sozialhilfe bezahlt der Ukrainerin seither ein Wohnheim, wobei die Kosten 3420 Franken pro Monat betragen. Dazu kommen monatliche Barauszahlungen in der Höhe von 1000 bis 1500 Franken, und selbstverständlich ist die Krankenbetreuung kostenfrei.

Auch ein Strafantrag des Kindsvaters verlief im Sand, bei dem sich dieser auf Artikel 220 des Strafgesetzbuchs betreffend «Entziehen von Minderjährigen» berief. Doch die Staatsanwaltschaft entschied, dass «zusätzliche Strafandrohungen in diesem Fall kaum zur Vermeidung und Vorbeugung von Konflikten beitragen». Auch könne das Kind unter einer Bestrafung der Mutter leiden.

Durch eigene Recherchen hat Ünal Gencer herausgefunden, dass sich Kateryna Pavlenko mit den monatlichen Geldern eine Immobilie in Kiew finanziert hat; der auf sie lautende Grundbuchauszug liegt der *Weltwoche* vor. Die entsprechenden Kosten bedient sie mit den Sozialgeldern, die sie jeden Monat bekommt. Ünal Gencer hat dies dem Sozialamt gemeldet, was aber dort niemanden interessierte.

Die Schutzbehörde Kesb vertrat hauptsächlich die Interessen der Kindsmutter. Diese setzt nach Meinung ihres Ex-Partners den Sohn Amon ein, damit sie ihre Wohnung weiterhin finanzieren könne. Mittelfristig wolle sie zweifellos zurück in die Ukraine, befürchtet

Ünal Gencer. Für diesen Exit-Plan spreche auch der Erwerb dieser Wohnung in Kiew.

Kateryna Pavlenko lehnt es kategorisch ab, Deutsch zu lernen. Einen Sprachkurs hat sie nach fünf Tagen abgebrochen, da er ihr zu schwerfalle. Auch ihr Englisch ist sehr schlecht, so dass eine sinnvolle Konversation kaum möglich ist.

In der Zwischenzeit ist auch ihre Mutter erneut aus der Ukraine in die Schweiz zurückgekehrt, diesmal als Kriegsflüchtling mit einem Visum Status S. Sie wurde seither im Universitätsspital Zürich wegen einer schweren Krebserkrankung therapiert und zweimal operiert. Die entsprechenden Behandlungskosten gehen zweifellos in die Hunderttausende. Weil sie sich indessen durch das dortige Trinkwasser von Bakterien infiziert fühlte, wollte die Frau das Spital vorzeitig verlassen.

«Masslose Einwanderungspolitik»

Ünal Gencer musste für seinen Kampf um das Kind bereits Zehntausende Franken an Anwaltshonoraren und Kesb-Kosten aufbringen. Demgegenüber bekommt die Ukrainerin Kateryna Pavlenko als Verfahrensgegnerin alles und jedes bezahlt. Obwohl für ihre Behauptungen und Anschuldigungen kein einziger Beweis existiert, wurden aufwendige Schutzmassnahmen ergriffen, damit der Vater sein Kind unter Aufsicht einmal wöchentlich kurz sehen darf.

Die Eltern von Ünal Gencer kamen vor fünfzig Jahren als Analphabeten aus der Türkei und haben in der Schweiz hart gearbeitet. Alle ihre drei Kinder konnten ein Studium absolvieren. Gencer findet es schwer erträglich, dass das Verhalten der Mutter seines Sohnes hierzulande toleriert, ja gesetzlich geschützt wird. Er sagt: «Ich staune, wie einfach das Sozialsystem in der Schweiz ausgenutzt werden kann. Niemanden kümmert, dass wir arbeitenden Steuerzahler für diese masslose Einwanderungs- und Sozialpolitik aufkommen müssen.»

*Namen geändert.

Oha, was hat sie jetzt bloss angestellt?

Sharon Stone ist eine Elizabeth Taylor für sprödere Zeiten.
Sie hat einen Körper für die Sünde und einen Kopf fürs Geschäft.

Julie Burchill

Egal, wie viel manche Schauspielerinnen in ihrem Fach zu bieten haben – sobald sie ein gewisses Alter erreicht haben, liest man über sie nur noch von Dingen, die ihr Privatleben betreffen: Scheidungen, transsexuelle Kinder, Verletzungen, wie viel sie zu- oder abgenommen haben. Sie werden zu Warnungen, Lektionen fürs Leben, Gegenständen der Neugier und/oder des Mitleids. Wenn sich reiferen Darstellerinnen keine Auftrittsmöglichkeiten mehr bieten, tendieren sie dazu, auf andere Weise auf sich aufmerksam machen zu wollen.

Nicht so Sharon Stone. Mittlerweile ist sie 65, und es ist beinahe dreissig Jahre her, seit sie ihren Stern auf dem Hollywood Walk of Fame erhalten hat und für ihre Rolle in «Casino» mit dem Golden Globe für die beste Schauspielerin ausgezeichnet wurde. Als ich Fotos von ihr sah, auf denen sie in einem roten Badeanzug lächelnd neben einem Kühlschrank posierte, überlief mich ein Schauer, und ich dachte: «Oha, was hat sie jetzt bloss angestellt?»

Die Antwort war: Nichts Verwerflicheres, als die gesunden Nahrungsmittel in ihrem Kühlschrank vorzuführen, zu erklären, sie lebe «ziemlich gesund», und ihren drei Millionen Followern auf Instagram einen schönen Sommer zu wünschen. Wäre es eine andere Schauspielerin ihres Alters, würde ich sagen: «Gut gemacht!» Aber weil Stone eine dermassen faszinierende Frau ist, frage ich mich: «Schön und gut, aber was treibst du wirklich?»

Sie könnte alles sein

Berühmt wurde sie als junge Frau von nirgendwoher mit einem schlechten Ruf. Insofern war sie das pure Gegenteil der *nepo babies* von heute. Es hiess, sie habe einen IQ von 154, mit fünf Jahren kam sie direkt in die zweite Klasse, mit fünfzehn Jahren gelangte sie mit einem Stipendium für *creative writing* an die Edinboro University of Pennsylvania, brach ihr Studium jedoch ab und zog nach New York. Dort arbeitete sie als Model; ihren Universitätsabschluss holte sie dann 2016 nach.

Der Spruch «Einen Körper für die Sünde und einen Kopf für Geschäfte» könnte auf sie ge-



IQ von 154: Hollywood-Ikone Stone.

münzt sein. Nach ihrem Auftritt in «Basic Instinct» (1992) wurden so viele Sex-Thriller mit einer Femme fatale als Hauptperson gedreht wie sonst nur in den James-M.-Cain-Verfilmungen aus Hollywoods goldenen Zeiten.

Sie war zweimal verheiratet, hat drei Kinder, hat sich mit dem israelischen Staatspräsidenten Schimon Peres für den Frieden engagiert und hat verschiedene Krankheiten überlebt, die beinahe tödlich ausgegangen wären. Sie ist eine Art Elizabeth Taylor für sprödere Zeiten: Wie Tay-

lor ist auch sie eine Überlebende und verbirgt sich bei ihr unter der blendenden Schönheit eine gute Schauspielerin. Mittlerweile tritt sie eher in kleineren Filmen als in Blockbustern auf, doch hat man das Gefühl, sie könnte alles tun und alles sein: den Jahresrekord im Abnehmen gewinnen, eine Sünderin, eine Gelehrte oder eine Heilige sein. Und egal, was: Sie wird es auf die bestmögliche Weise tun.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

«Brandt hätte Baerbock nie als Aussenministerin zugelassen»

Albrecht Müller, 85, war Berater der SPD-Kanzler Willy Brandt und Helmut Schmidt. Heute kritisiert er die Russland-Politik Deutschlands und den Umgang der Elite mit der AfD. Sein Lichtblick sind die normalen Leute, die arbeiten, in Vereinen mittun und Wein trinken.

Roman Zeller

Weltwoche: Herr Müller, Sie sind ein Zeitzeuge: 1938 zur Welt gekommen, haben Sie Krisen und Kriege miterlebt, waren Leiter der Planungsabteilung im Bundeskanzleramt unter den SPD-Grössen Willy Brandt und Helmut Schmidt, dann Abgeordneter im Bundestag für die SPD, schliesslich gründeten Sie 2003 das Online-Portal Nachdenkseiten.

Albrecht Müller: Darf ich noch eines ergänzen, was wichtig ist: Ich war von 1970 bis 1972 auch Leiter der Öffentlichkeitsarbeit der SPD und zuständig für den Wahlkampf 1972. Den habe ich mit meinen Mitarbeitern konzipiert. Eine wichtige Sache, weil damit auch die Ostpolitik abgesichert wurde.

Weltwoche: Wenn wir gerade dabei sind, mit welchen Gefühlen blicken Sie Richtung Osten? Wie beurteilen Sie, was in der Ukraine vor sich geht?

Müller: Schlimmer kann es eigentlich gar nicht sein. Ich habe mich in den letzten Tagen und Wochen intensiv damit beschäftigt, wie wir im Westen über ein anderes Volk, über dessen Land und Regierung reden, nämlich über Russland. Ich erkenne nichts wieder von dem, was wir Deutschen gelernt haben sollten. Ich war früh politisiert, mit zwölf Jahren, 1950, ich habe die Aufrüstung der Bundesrepublik Deutschland miterlebt und das Verspielen der Möglichkeit, uns damals mit dem Osten zu verständigen. Ich fand es schrecklich, wie zu jener Zeit in Deutschland miteinander umgegangen wurde. Es bedurfte einer konzeptionellen, aber auch ethischen, emotionalen Leistung, einander die Hand zu reichen. Das war für manche Deutschen schwer, denn es wurde ja das Gebiet östlich von Oder und Neisse, wie diese Leute sagten, verschenkt. Wir, also Willy Brandt, betrachteten es nicht so. Für uns war es ganz selbstverständlich, nie ein böses Wort über andere Völker zu sagen. Heute wird vom Westen verboten, sich mit Russen überhaupt zu treffen. Wir zerstören Brücken, die mühsam gebaut worden sind, Städtepartnerschaften. Eine entsetzliche Entwicklung.

Weltwoche: Wo sehen Sie derzeit die grösste Bedrohung für die Menschheit?

Müller: Schon darin, dass die Verachtung eines Volkes für ein anderes angeheizt wird. Das bleibt nicht ohne Gegenbewegung. Wenn dieser Hass mit militärischen Aufrüstungen unterfüttert wird, bedarf es manchmal nur eines Zufalls oder einer Ungeschicklichkeit, dass aus einer solchen Atmosphäre ein militärischer Konflikt wird.

Weltwoche: Für wie dramatisch halten Sie die aktuelle Situation?

Müller: Schon für gefährlich, auch deshalb, weil ich mir das so nicht hätte vorstellen können. Auch, wie schnell die Verständigung mit Russland, die für uns in Deutschland ja sehr wichtig ist, zerstört worden ist. Wir kommen aus einer

«Wir müssen zurückkehren zu einer Sprache der Verständigung, nicht der Konfrontation.»

Phase, in den 1990er Jahren, wo man mit Russland selbstverständlich Verträge gemacht hat. Das wurde alles auf den Kopf gestellt. Jetzt ist es so, als wäre es etwas Schlimmes, wenn man sich mit diesen Völkern wohlwollend befasst. Man kann sich nicht mal mehr ein Medium eines anderen Landes anschauen – etwas, das ich immer für selbstverständlich gehalten habe. Jetzt darf ich Russia Today nicht mal mehr hören und sehen, ganz nach der Methode der Nazis:



«Auf den Kopf gestellt»: Verleger Müller.

Der Feind hört mit. So weit sind wir. Oder war für Sie vorstellbar, dass Westdeutschland, dass Deutschland die Nutzung eines Mediums aus Russland verbietet?

Weltwoche: Verkehrte Welt.

Müller: Man muss das deutlich ausdrücken!

Weltwoche: Was braucht es, damit der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj seinerseits auf die Russen zugeht? Damit Friedensverhandlungen möglich sein können?

Müller: Dass man auf westlicher Seite vernünftig wird und nicht mehr bereit ist, Waffen zu liefern. Die Initiative könnte aber auch von anderen Ländern kommen. Es ist ja nicht so, dass alle Völker der Welt diesen Konflikt mit anheizen. Es ist ja eine Minderheit, die hinter diesem Konflikt steht. Wenn es gelänge, dass China und einige afrikanische Staaten, zum Beispiel Südafrika, oder die Türkei Vernunft anmahnen, wäre das ein Mittel, um Selenskyj zur Einsicht zu bringen.

Weltwoche: Welcher Staatschef ist Ihr Hoffnungsträger als Brückenbauer?

Müller: (Überlegt) Ich bin so still, weil ich geistig suche – und zurzeit keinen finde, das tut mir leid.

Weltwoche: Wie müsste man auf den russischen Machthaber Wladimir Putin zugehen, um einen Kompromiss zu finden?

Müller: Ich würde sagen: «Sie haben am 25. September 2001 im Deutschen Bundestag eine Rede gehalten. Da haben Sie gesagt, wir brauchten eine Zusammenarbeit von Wladimirostok bis nach Lissabon, Sie haben uns die Hand gereicht, wir haben sie nicht ergriffen. Als westlicher Politiker möchte ich jetzt dafür sorgen, dass wir das nachträglich noch versuchen – und bitte kehren Sie auf Ihre Position von 2001 zurück.» Dabei würde ich versuchen, mit ihm zusammensitzen, ohne verräterisches Vokabular. Sie haben vom «Machthaber» gesprochen – sprechen wir von den «Machthabern» Scholz oder Biden? Das tun wir nicht. Wir müssen zurückkehren zu einer Sprache der Verständigung, nicht der Konfrontation.

Weltwoche: Was für eine Rolle hat Deutschland in diesem Konflikt?



«Wir fahren keine besänftigende Politik»: Aussenministerin Baerbock, Kanzler Scholz.

Müller: Leider eine anheizende, wir fahren keine besänftigende Politik. Insofern haben wir mit unserer früheren Linie total gebrochen. Bei mir kommt da die ganze Vergangenheit Deutschlands hoch. Wir hätten ja nie die Wiedervereinigung der beiden Teile geschafft, wenn wir uns nicht verständigt hätten. Hätten wir uns so verhalten wie heute, hätten wir das nie im Leben geschafft. Es hiess damals: Wandel durch Annäherung. Zur Annäherung gehört aber auch, dass man mit dem potenziellen Partner freundlich umgeht.

Weltwoche: Was halten deutsche Bürger von der Rolle Deutschlands in diesem Krieg? Was wollen die Deutschen?

Müller: Die meisten Leute wollen friedlich miteinander und friedlich mit anderen Völkern umgehen. Ich lebe zwölf, dreizehn Kilometer von der französischen Grenze entfernt, mich erinnert das daran, was mir mein Grossvater 1950 eingeschärft hatte: Er sagte, dass wir irgendwann wieder gegen die Franzosen kämpfen müssten. Er war nie im Krieg, hatte aber ein konfrontatives Verständnis vom Verhältnis zu Frankreich. So war das früher anerzogen: Das sind unsere Feinde, gegen die müssen wir angehen. Heute haben wir mit Frankreich eine Freundschaft über die Grenze hinweg. Und ich hoffe, sie wird nie gefährdet. Es gibt ja gute Gründe, um über Russland, um

über die Russen freundlich zu reden – denken Sie an ihre kulturellen Leistungen, an das, was sie im Ersten und vor allem im Zweiten Weltkrieg an Opfern gebracht haben. Es gibt viele, viele Gründe, emotional positiv einzustimmen. Wenn wir das täten, bin ich mir sicher, dass sich die Mehrheit der Deutschen hinter eine solche Verständigungspolitik scharen könnte.

Weltwoche: Die Mehrheit der Deutschen ist gerade sehr kritisch gegenüber der Bundesregierung, auch gegenüber Kanzler Olaf Scholz. Wie beurteilen Sie den Kurs des SPD-Kanzlers?

Müller: Gut, er macht das halt ... Er hätte Frau Baerbock aus dem Kabinett werfen müssen, als diese gesagt hat, wir müssten Russland «ruinieren». So jemand darf nicht am

«Er hätte sie aus dem Kabinett werfen müssen, als sie gesagt hat, wir müssten Russland «ruinieren».»

Kabinetttisch sitzen, schon gar nicht als Aussenministerin. Da hätte Scholz reagieren müssen. Das geht nicht. Und es gibt weitere Fälle und Beispiele, dass aus diesem Kabinett Äusserungen und Taten kommen, die einen nicht besonders gnädig über den Bundeskanzler denken lassen. Schmidt und Brandt hätten das nie im Leben zugelassen.

Weltwoche: Sehen Sie in Deutschland einen Politiker, der aus dem gleichen Holz geschnitzt ist wie Brandt oder Schmidt?

Müller: Unter den jetzigen Aktiven nicht, tut mir leid. Aber die Hoffnung stirbt zuletzt. Vielleicht taucht jemand auf.

Weltwoche: Wie steht es heute um die SPD? Brigitte Seebacher, die Witwe von Willy Brandt, publizierte eben ihre Geschichte der Sozialdemokratie mit dem melancholischen Titel «Hundert Jahre Hoffnung und ein langer Abschied». Braucht es die Sozialdemokratie überhaupt noch?

Müller: Mit wem wollen Sie sonst eine Mehrheit kriegen? Die Frage könnten wir ausdehnen, die Grünen sind in ihrer Entwicklung ja mindestens so schlimm. Und das sage ich als jemand, der schon in den 1980er Jahren Helmut Schmidt klarzumachen versuchte, dass er offen sein müsse für rot-grüne Bündnisse. Heute könnte ich mir dafür selbst den Mund verbieten. Was aber nicht an mir liegt, sondern an der Fehlentwicklung, die die Grünen gemacht haben.

Weltwoche: Nicht nur die Grünen, sondern auch die SPD liegt laut aktuellen Umfragen hinter der AfD. Warum?

Müller: Weil die friedenspolitisch interessierten Leute weggebrochen sind. Viele sind nicht so eng an die SPD gebunden wie ich. Wer merkt,

dass die SPD für eines ihrer wichtigen grossen Themen nicht mehr eintritt, geht. Ein anderes Segment ist weggebrochen, als Kanzler Gerhard Schröder seine «Agenda 2010»-Politik gemacht hat. Die SPD verfolgte vorher immer eine Politik, die zwar für eine sanfte, aber immerhin für eine Politik der Verteilung der Einkommen und Vermögen von oben nach unten und nicht von unten nach oben war. Wenn dann Hartz IV eingeführt wird, wenn sonstige Einschränkungen der sozialen Sicherheit betrieben werden, dann ist das wie ein Schlag mit der Axt an die Wurzel der SPD. Dann gibt es noch Leute wie mich, die interessiert waren an der wirtschaftspolitischen Kompetenz.

Weltwoche: Ihr zentraler Ratschlag für die SPD-Spitze, um das Ruder herumzureissen?

Müller: Ganz einfach. Sie müssten sich dieser drei politischen Inhalte erinnern und sagen: Jawohl, wir wollen die Verständigung mit allen Völkern. Wir wollen ein Volk der guten Nachbarn sein. Das wäre die Formel.

Weltwoche: Worin sehen Sie das Erfolgsrezept der AfD? Macht die Oppositionspartei derzeit alles richtig oder die restlichen Parteien – Grüne, Union, FDP, SPD – alles falsch?

Müller: Die Etablierten machen ziemlich alles falsch, ganz klar. Wenn sogar die Linkspartei das Ziel der Verständigung aufgibt, dann kann ich nicht der AfD den Vorwurf machen, wenn Leute aus Protest die AfD wählen. Ich kann das gut verstehen. Man kann ja nicht die Wählerinnen und Wähler dafür verantwortlich machen, dass die bisher herrschenden Parteien – und zwar von der CDU bis zur Linkspartei – so sehr ihre eigene Programmatik verraten haben, wie sie das jetzt tun. Wenn die Wählerinnen und Wähler keinen anderen Ausweg sehen, landen sie halt bei denen, die die Opposition darstellen.

Weltwoche: Für wie demokratiefeindlich halten Sie die AfD? In Thüringen wurde ja unlängst ein AfD-Politiker in den Landrat gewählt. Beunruhigt Sie das?

Müller: Es ist dann gefährlich, wenn die anderen nicht zur Besinnung kommen. Dann ist die Partei gefährlich. Aber ich kann nicht einen Landrat dafür beschimpfen, dass er gewählt worden ist. Das ist doch schon im Kern unglaublich: In Deutschland tragen wir Transparente vor uns her und sagen, wir seien eine Demokratie – und dann wird ein Landrat von einer Mehrheit gewählt, und wir tun so, als wären das alles Anti- oder Undemokraten. Das geht doch nicht.

Weltwoche: Wie lautet Ihr Vorschlag, um in Deutschland mit und über die AfD zu sprechen?

Müller: Ich habe nicht im Einzelnen durchgeprüft, ob ich mit AfD-Leuten darüber reden wollte, aber ich kann vielleicht das sagen: Mit Friedrich Merz will ich auch nur ungern reden. Jemand, der im Verdacht stehen muss, dass er über weite Strecken die Interessen eines Finanzkonzerns der USA vertreten hat, dass ich so jemanden als den Führer einer oder der aktuell grössten Partei und Fraktion in Deutschland akzeptieren soll, ist auch fragwürdig. Warum machen wir nicht mobil gegen Friedrich Merz? Da muss ich doch hinterfragen, arbeiten diese Leute in unserem oder im Interesse des Konzerns, mit dem sie mal verbunden waren und wahrscheinlich noch verbunden sind? Das ist genauso schlimm, wie wenn ein AfD-Landrat in Thüringen gewählt wird. Interessant ist, wer nur über die AfD schimpft – und zu Recht schimpft –, der hinterfragt seine eigene Position nicht mehr. Das ist in Deutschland der Trick. Wissen Sie, ich will die AfD überhaupt nicht schönreden, um Gottes willen. Aber ich bin dafür, dass wir die anderen Parteien nicht zur gleichen Zeit und mit dieser Hebelwirkung

beschönigen: Mache ich die AfD ganz schlecht, erhebe ich mich als CDU-Vorsitzender und stelle mich über alles.

Weltwoche: Wo sehen Sie das grösste Problem in Deutschland?

Müller: Darin, dass wir keine auf Frieden setzende Aussenpolitik mehr haben.

Weltwoche: Inflation, Energiekrise, Fachkräftemangel, Wohnungsnot, Altersarmut – um nur einige Probleme zu nennen: Was ist in den letzten Jahren schiefgelaufen?

Müller: Zunächst möchte ich Ihre Behauptungen nüchtern analysieren. Ist denn das alles so, wie es dargestellt wird? Ich habe Zweifel. Zum Beispiel beim Fachkräftemangel: Was ist denn das? Fachkräftemangel hängt immer vom Salär ab: Wenn wir dem Facharbeiter mehr bieten, dann überlegen sich vielleicht mehr Leute,

«Ich kann nicht einen Landrat dafür beschimpfen, dass er gewählt worden ist. Das ist unglaublich.»

dass sie wieder arbeiten. Dieser pauschale Fachkräftemangel, das finde ich grotesk. Inflation, gut, das kann man messen, das spürt man auch beim Einkaufen. Und die Arbeitslosigkeit ist auch nicht so niedrig, wie ich sie mir wünsche. Aber dass wir ein ökonomisch niedergegangenes Land sind, sehe ich nicht. Das liegt vielleicht daran, dass ich in einer Region lebe, die blüht. In der Nähe von Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim, Frankfurt, Stuttgart. Das ist eine Ecke, wo es noch gut aussieht. Ich will nichts beschönigen, es gibt Leute, Familien, denen geht es schlecht, und da ist eine aktivere Politik, eine Umverteilung notwendig; höhere Steuern für Gutverdienende, niedrige für die Bedürftigen.

Weltwoche: Wo sehen Sie den ganz grossen Lichtblick in Deutschland?

Müller: Es ist das normale Leben der Leute, von jenen, die jeden Tag zur Arbeit gehen, davon leben und auch gut leben können. Die nach wie vor ihre Vereine haben, ihre Feste feiern und die hier bei uns in der Region, wo der Wein wächst, den Wein auch trinken. Das ist ein Stück normales Leben.

Weltwoche: Wie lautet Ihr Rezept, um trotz allem optimistisch in die Zukunft zu blicken?

Müller: Es klingt banal, aber ich bin in einer grossen, vernünftigen Familie eingebettet. Ich wohne in einem schönen Ambiente, habe einen Garten, meinen eigenen Mangold und Pflanzen. Ein gutes Umfeld ist wichtig, um selber vernünftig zu leben. Ich würde jeden ermutigen, sich in einem eigenen Gemüsetopf auf dem Balkon Schnittlauch und Petersilie zu pflanzen. Es gibt viele Möglichkeiten, auf kleinem Grund etwas wachsen und blühen zu sehen, auch im übertragenen Sinne. Allerdings weiss ich sehr wohl, dass viel zu viele Menschen die Chance, so zu leben, nicht haben.



«Nie ein böses Wort über andere Völker»: Kanzler Brandt, Albrecht Müller, 1972.

Kitas unter dem Regenbogen

In Luzern lernen die Kleinen, dass Kinder von Leihmüttern kommen.
In Bern basteln sie für den Frauenstreik.

Philipp Gut

Die fünfjährige Tochter kam ganz aufgeregert nach Hause. Sie habe etwas gelernt in der Kita, berichtete sie: «Vielleicht kann eine andere Frau uns helfen, dass ich ein Geschwister bekomme.» Die Eltern sahen sich erstaunt an, sie verstanden zunächst nicht, was die Kleine meinte. Auf Nachfragen erfuhren sie: Ihrer Tochter wurde in der Kita beigebracht, wie Babys entstehen. Dabei war nicht die Rede von Vater und Mutter, sondern von «Personen mit Penis» und «Personen mit Vagina». Insbesondere wurde betont, dass auch gleichgeschlechtliche Paare Kinder kriegen könnten. Dies geschehe etwa mit Hilfe einer Leihmutter. Darum kam das Töchterchen auf die Idee, dass eine «andere Frau» ihr ein Geschwisterchen besorgen könne.

Wo bleiben «Vater» und «Mutter»?

Der Fall ereignete sich in der Stadt Luzern. Dabei stützten sich die Betreuerinnen unter anderem auf das Buch «Ein Baby! Wie eine Familie entsteht» von Rachel Greener und Clare Owen. Das «innovative Sachbilderbuch», so heisst es im Klappentext, zeige «schon Kindergartenkindern in einfachen Worten und Bildern, wie neues Leben beginnt und wie viele unterschiedliche Möglichkeiten es gibt, durch die Geburt eines Babys zu einer Familie zu werden». Damit

Wenn die Instrumentalisierung der Kinder der eigenen politischen Ausrichtung dient, ist sie erlaubt.

ist die ideologische Richtung vorgegeben, und auch der regenbogenfarbige Einband samt Illustrationen gleichgeschlechtlicher Paare lässt keine Zweifel offen, woher der Wind weht: Das Buch ist Teil der LGBTQ-et-cetera-Propaganda, die immer stärker in Schulen und offensichtlich sogar in Vorschulen Fuss fasst.

Kein Wort verloren die Betreuerinnen darüber, dass Leihmutterschaft in der Schweiz verboten ist. Was kommt als Nächstes? Welche illegalen Praktiken werden den Kleinen noch empfohlen? Finden bald Drogenpartys in Kitas statt?



Aufklärung für Fünfjährige: Lehrmittel «Ein Baby! Wie eine Familie entsteht».

«Macht definitiv auch Erwachsenen Freude», jubelte der *Tages-Anzeiger*, «toll illustriert», meinte das deutsche Frauenmagazin *Freundin* zu dem Buch. Nun ja, die Geschmäcker sind verschieden. Zumindest kann man darüber streiten, ob es – wie es der Bildband tut – angebracht ist, Fünfjährigen Illustrationen vorzuführen, die Kinder und Erwachsene beim gemeinsamen Duschen zeigen. Auf einem Bild sind zwei nackte Männer mit einem Kind dargestellt, wobei der Blick des Kleinen direkt auf das Geschlechtsteil eines der erwachsenen Männer gerichtet ist. Darüber steht: «Während Menschen grösser werden, verändert sich ihr Körper, bis sie erwachsen sind. Dann können sie Babys bekommen, wenn sie möchten.» Muss ein unbefangenes Kind da nicht zum Schluss kommen, dass auch Männer Kinder kriegen können?

Jedenfalls fällt der sprachliche Eiertanz auf, die Begriffe «Vater» und «Mutter» werden vermieden, als ob sie toxisch wären. Für ein Baby brauche es «eine Spermazelle, eine Eizelle und eine Gebärmutter». «Einen Vater oder eine Mutter, einen Mann oder eine Frau braucht es offenbar nicht mehr oder sie sind zweitrangig», sagt Georg Reichlin vom Verein Schutzinitiative, der sich gegen solche Formen einer ideologisch aufgeladenen Frühsexualisierung wehrt. «Damit wird die Genderideologie transportiert, welche die Zweigeschlechtlichkeit von Mann und Frau aufhebt und den Weg für das «dritte Geschlecht» bereiten soll», so Reichlin. Jedes menschliche Wesen könne dann Kinder gebären, unabhängig

vom Geschlecht. Das Buch bringt den Kindern denn auch bei, dass ihr biologisches Geschlecht nicht das «wahre Geschlecht» sein müsse, beim Älterwerden könne man das «Äussere» an das «tatsächliche Empfinden anpassen». Hormontherapien und chirurgische Eingriffe sind dann der logische nächste Schritt.

Kitas für den Frauenstreik

Der Fall aus Luzern ist nicht der einzige, der aufzeigt, dass Kitas genderideologisch gekapert werden. In Bern machte eine Kita Schlagzeilen, die die Kinder anhielt, die Betreuungsstätte mit lilafarbenen Ballonen und Plakaten zum feministischen Frauenstreik zu schmücken. Es gehe nicht an, dass die Stadt die Kinder instrumentalisieren, um einen feministischen Kampf zu führen, beschwerte sich ein Vater bei Franziska Teuscher (Grüne), der Vorsteherin der Direktion für Bildung, Soziales und Sport. Laut der Kantonsverfassung müsse der Unterricht konfessionell und politisch neutral sein.

In ihrer Antwort verteidigt Teuscher indes die Propaganda in den Kitas forsch: «Mit dem fraglichen Transparent wurde – wie an zig anderen öffentlichen oder privaten Gebäuden – auf einen Anlass hingewiesen, an dem, von einer breiten Bevölkerungsschicht gestützt, auf wichtige politische Anliegen aufmerksam gemacht wurde.» Das Gebot der politischen Neutralität sei damit nicht verletzt worden. Man lerne: Wenn die politische Instrumentalisierung der Kinder der eigenen politischen Ausrichtung dient, ist sie erlaubt.

Hitzeflimmern des Glücks

Eine Verteidigung des Sommers.

Michael Bahnerth

Nach einem Frühling, der war wie ein zäher November, ist er ins Land gezogen und hat es in seine Hände genommen, der Sommer, und es ist ein praller, voller Superlative, jetzt schon. Er brachte und bringt die heissesten Tage, die der Mensch je gemessen hat, er ist geladen mit Sommergewittern, die eine Ahnung von Apokalypse niederregnen lassen, er ist ein grossartiges Spektakel, ausser Rand und Band bisweilen, mit glühender Leidenschaft im Gepäck, voller Rücksichtslosigkeit auch, es ist ein Sommer, der die Welt und die Menschen schweisstreibend an die Ränder des Existenziellen treibt.

Dem Sommer wohnt eine Tragödie inne. Da ist seit ein paar Jahren, seit zwei Jahrzehnten vielleicht, keiner mehr, der einfach nur eine Zeit der Schönwetterperioden ist, der Hitze und der Trockenheit, des Schweisses und der gelegentlich bleiernen Schwere. Die Sommer im Anbeginn des Anthropozäns werfen diese Schatten, die in unseren Tagen vielen an sich herrlichen Dingen dieser Welt anhaften und die den Dingen das nehmen, was man früher Unschuld nannte. Da ist stets ein «Aber», das der Begleiter des einst Unverfänglichen geworden ist. Natürlich war es schon immer so, dass dort, wo Licht ist, auch Schatten ist, aber die Schatten waren nicht Dauerzustand, nur ein kurzes Flackern des Lichts waren sie. Die Schatten sind: Es ist viel zu warm, viel zu trocken, viel zu extrem.



Der Sommer, so hat man gelegentlich den Eindruck, ist nicht mehr der König der Jahreszeiten, sondern ein katastrophales, von des Menschen üppigen und gefräßigen Daseins angetriebenes Monster, das Gletscher schmelzen, in Athen, wie unlängst, die Akropolis glühen und das weltweit 62 000 Menschen das Licht ausgehen lässt. Dessen Zorn, wenn man so will, Bäume entwurzelt, Flüsse anschwellen lässt, die Meere erhitzt und Eiswürfel in Rosé so schnell schmelzen lässt wie nie zuvor – und

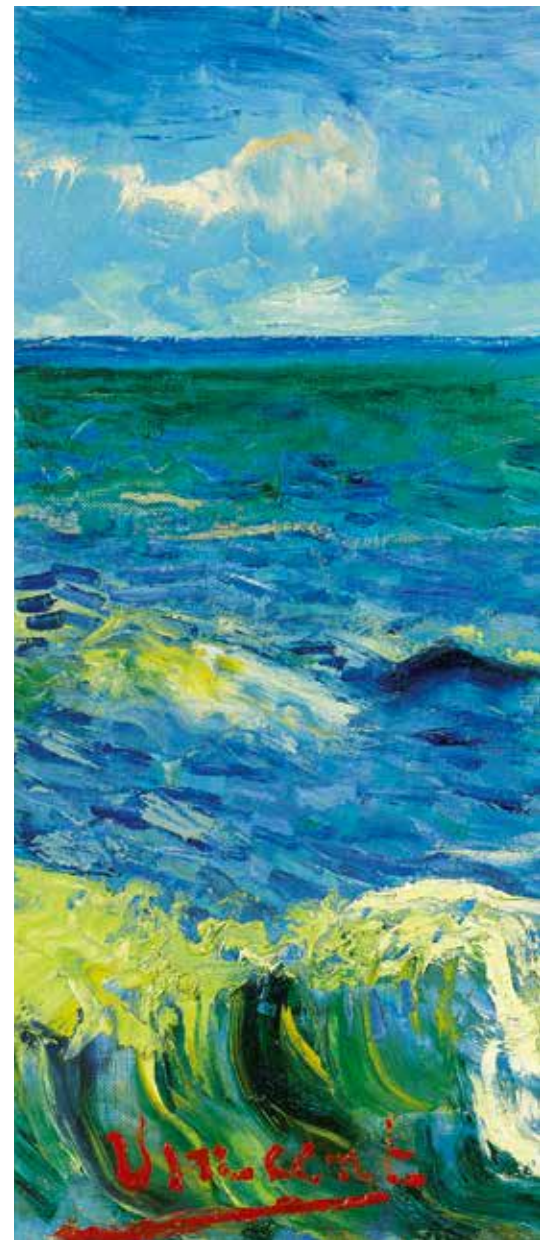
Nie mehr werden wir jene Unbeschwertheit durchleben, als ein Sommer einfach nur heiss war.

ein paar Verirrte unter der Sonne im Glauben wiegen lässt, dass alles besser wird, wenn sie sich an Strassen, an Start- und Landebahnen festkleben.

Sanfte Liebkosung

Das sind die neuzeitlichen Begleiterscheinungen der Tage des Sternbildes des Grossen Hundes. Nie mehr werden wir jene Unbeschwertheit durchleben, als ein Sommer einfach nur heiss war, die Flüsse nur trocken und ein Sommergewitter nur ein Sommergewitter. Das Wort Sommerfrische scheint so weit weg in diesen Zeiten wie ein Sommer, der nicht als Vorbote einer globalen Katastrophe gedeutet wird.

Natürlich weisen die Zeichen darauf hin, dass des Menschen vernunftgesteuertes Verhalten verglüht wie Grillkohle oder verdampft wie eine Pfütze am Nachmittag nach einem morgendlichen Gewitter. Da sitzt er in jener Welt, die ihn trägt, aber immer weniger erträgt, der Mensch; unter der Sommersonne, leichtbekleidet, einen Schweissfilm auf der Haut, trinkt er kühles Bier, Wein mit Eiswürfeln, ist aufgekratzt und dösig zugleich. Er spricht über die Hitze, die Wucht der Sommergewitter, er sucht den Schatten, und er fühlt abends, wenn ein wenig Kühle sanft an seinen Körper weht, eine wohlige Erlösung, eine sanfte Liebkosung der Macht des Sommers.



Wie wenig es braucht für ein bisschen Frieden.

Die Schwere der Welt und das Menschsein in und auf ihr liegen daran, dass sie allgegenwärtig sind und pausenlos. Wir sind ihre Gefangenen. Die einzige Rettung, die letzte Freiheit, die uns bleibt, ist, auch wenn das naiv und doch ein wenig infantil klingen mag, das Umschalten in einen Verdrängungsmechanismus und in einen intelligenten Fatalismus. Um aus den Schatten herauszutreten, für Tage, für Wochen, für eine Jahreszeit, für die Dauer einer Sternschnuppe. Tut der Mensch das nicht, fällt er unweigerlich ins Dunkel, und dort übermannen ihn die Schattenseiten des Seins: Desorientierung, Sorgen, Ängste, Verzweiflung, Einsamkeit und Ausweglosigkeit.

All die ökologischen, moralischen, ethischen und esoterischen Bedenkenträger, all die Mahner, die Sorgenträger scheinen wie Wesen, die gerade auf Diät in einer äusserst strapaziösen Phase sind; so gerne würden sie bedenken- und gedankenlos die Früchte der Welt geniessen,



den Sommer, seine Unbekümmertheit, diese Lethargie, die er in die Hirne der Menschen brennen und der man sich so herrlich ergeben kann, doch sie verbieten es sich. Weil die Sommer gefährlich geworden sind, tödlich da und dort, weil sie Vorboten des Armageddon sind und so weiter.

Wann, wenn nicht im Sommer, gelingt dem Menschen eine Verschmelzung, eine Berührung mit einer Leichtigkeit des Seins, die fernab des Unerträglichen ist? Der Sommer mit seinen Hitzewellen ist etwas Metaphysisches, vielmehr gar als der Frühling, zumindest für die Empfindsamen unserer Zeit. Die kleine Erlösung vom Ich unter der Macht der Sommer-sonne besitzt eine grossartige Mechanik, die darin besteht, dass sie durchaus ein kleines Leid verursacht, das aber eine viel grössere Erlösung in sich birgt. Da sitzt man kreatürlich auf einem Stuhl, wie festgezurr von der Hitze, und dann kommt, es ist ein kleines Wunder, ein

Luftzug wie aus dem Nichts, und diese Sekunde birgt eine Unendlichkeit in sich. Oder die ersten Wasserstrahlen einer kalten Dusche und dieses Gefühl einer kleinen Wiedergeburt und die Einsicht, wie wenig es manchmal braucht für ein bisschen Glück.

Sehnsucht nach einer Siesta

Man kann dem Verlust der Unschuld nur damit begegnen, indem man die Schuld loslässt. Das ist der letzte Weg dieser Tage in jene Unbeschwertheit, die schon immer das Wesen des Sommers war. Dieses leichtbekleidete Schreiten durch das Leben, dieses gemeinsame Schwitzen unter der Sonne, all diese Sommernächte, wenn die Himmelsglut ein wenig auskühlt, diese Morgen unter einem zärtlichen Blau eines Himmels. Diese Müdigkeit, die einen übermannt, nachmittags, wenn die Sonne hochsteht, diese Sehnsucht nach einer Siesta, dieser Süden, der sich im Norden breitmacht.

Diese grossartige Verlangsamung des Seins, die der Sommer mit sich bringt, dieses Innehalten im Schatten unter Bäumen, während darum herum die Luft flirrt. Dieses Demokratische einer Hitzewelle, die alle gleich trifft, alle gleich schwitzen lässt. Dieses Dasein in leichten Kleidern, in offenen Schuhen; der Mensch ist nur in Extremsituationen grossartig. Im

*Seltsam, dass es Extreme braucht,
um die Menschlichkeit in einer
Gesellschaft zum Glühen zu bringen.*

Normalen neigt er zur nörgelnden Kleinlichkeit. Natürlich jammert er auch über den Sommer, so ist der Mensch, stets unzufrieden, wenn sein Leben nicht in der Komfortzone stattfindet.

Man sollte die Sommer leben

Er sehnt sich dann nach der Kühle, dass die Wände seines Hauses oder seiner Wohnung aufhören zu glühen, damit er schlafen kann, ohne dass seine Laken nass werden, er sich wälzt im Bett in einem viel zu leichten Schlaf, er wünscht sich woandershin, an den Nordpol, in den Winter, bis morgens um fünf Uhr, wenn die Dämonen in den letzten Nachthimmel entschwinden und die Frische des Morgens zaghaft noch durch die offenen Fenster tröpfelt und er in den besten kurzen Schlaf der Welt fällt, in einen gar, der ihn in seiner Vollumfänglichkeit an den Schlaf in seiner Kindheit erinnert.

Und dann, nach einer dieser tropischen Sommernächte, verlassen die Menschen ihre vier Wände, treffen sich, reden über Schlaflosigkeit, leiden gemeinsam unter den Extremen. Seltsam doch, dass es jeweils Extreme braucht, um die zwischenmenschliche Menschlichkeit in einer Gesellschaft zum Glühen zu bringen. Das Leben in der Komfortzone schafft das nie, obwohl wir alle immer im selben Boot sitzen – die einen in der ersten Klasse, einige in der zweiten, der Rest als Deckpassagiere – und beim Durchgleiten der Lebensmeere dieselben Probleme haben, wenn auch der Seegang bei jedem ein anderer sein mag.

Sommer sind kurz, das waren sie schon immer. Sie gehen so, wie Menschen auf die letzte Reise gehen, zuerst allmählich und dann plötzlich. Man sollte sie leben, Schweisstropfen für Schweisstropfen, in ihnen baden, sich von ihnen mittragen lassen, sich an ihrer Glut verbrennen, ohne nachzudenken, ohne schlechtes Gewissen. Lassen wir ihn uns auf die Haut scheinen, ihn sich ins Gehirn brennen, halten wir ihn fest, ohne ihm die Freiheit zu nehmen. Wer weiss schon, wie der nächste Sommer wird, wie wir sein werden. Und nie sollten wir vergessen, auch wenn das unbeholfen klingen mag: Der Sommer ist die Zeit der Sommerpause.

Tun, was nötig ist

Dilan Yesilgöz ist auf dem Sprung, die erste Premierministerin der Niederlande zu werden. Die Tochter linker türkischer Flüchtlinge steht für Recht und Ordnung.

Christian Huber

Der gelegentlich «Teflon-Mark» genannte Mark Rutte führte als Premierminister nicht weniger als vier Regierungen mit teils wechselnden Koalitionen. Die letzte, das Kabinett «Rutte IV», war eine Koalition aus seiner bürgerlich-liberalen Volkspartei für Freiheit und Demokratie (VVD), dem Christlich-Demokratischen Appell (CDA), der linksliberalen D66 und der christlich-demokratischen Christen-Union (ChristenUnie). Es zerbrach an der Frage der Asylpolitik, die Rutte verschärfen wollte. Darauf trat das gesamte Kabinett am 7. Juli zurück. Drei Tage später erklärte Rutte, er stehe als Premier nicht mehr zur Verfügung.

Politische Odyssee

Während in den Niederlanden noch über seine Gründe gerätselt wird, brachte sich bereits die 46-jährige Dilan Yesilgöz als Nachfolgerin in Stellung. In den schweizerischen Medien wird sie etwas abgedroschen als «Senkrechtstarterin» apostrophiert. Tatsächlich wäre sie die erste Frau als Premierministerin und auch die erste Person mit Migrationshintergrund. Ihr Vater, ein Gewerkschafter und Menschenrechtsaktivist, war aus der Türkei in die Niederlande emigriert, ihre Mutter folgte ihm mit der damals achtjährigen Dilan ein Jahr später. Aber eine politische «Senkrechtstarterin» ist Yesilgöz nicht wirklich.

Nach dem Besuch des Gymnasiums in Amersfoort studierte sie Sozialwissenschaften an der Freien Universität Amsterdam und erwarb einen Master in Kultur, Organisation und Management. Früh war sie politisch aktiv, zuerst in der Sozialistischen Partei, später bei Grün-links und den Sozialdemokraten. 2014 bis 2017 sass sie für die VVD im Gemeinderat Amsterdam. Ihre politische Odyssee von sozialistisch zu bürgerlich-liberal erklärte sie einmal mit ihrer Herkunft aus einer Gewerkschafterfamilie.

Bei den Wahlen 2021 in die Zweite Kammer – in etwa dem schweizerischen Nationalrat entsprechend – wurde sie als Fünfte auf der Liste



Aufstieg in den Olymp: Politikerin Yesilgöz, 46.

der VVD gewählt. Ihre Themen waren Entwicklungszusammenarbeit, Emanzipation und Medien. Ab 2017 war sie Fraktionssprecherin für Klima, Energie und Gasgewinnung. Zusammen mit Fraktionspräsident Klaas Dijkhoff setzte sie

Mit Durchsetzungskraft und Dossierkenntnis hat sich Yesilgöz für höhere Weihen empfohlen.

durch, dass Kernenergie wieder auf die Agenda gesetzt wurde. Ende September 2019 wurde sie Sprecherin für Justiz und Sicherheit. Als solche setzte sie sich erfolgreich für ein Verbot von Böllern und Raketen ein, mit denen Polizisten, Sa-

nitäter und Feuerwehrleute beschossen werden. Im Oktober 2019 verursachte sie heftige Meinungsverschiedenheiten unter den vier Koalitionsparteien des Kabinetts Rutte III. Sie hatte sich dafür eingesetzt, dass die von den Kurden in Syrien gefangen gehaltenen niederländischen IS-Kämpfer und -Kämpferinnen von den Kurden abgeurteilt werden sollten. Die Koalitionsparteien D66 und ChristenUnie wollten namentlich die IS-Frauen und deren Kinder in die Niederlande zurückholen und die Kämpferinnen und Kämpfer hier aburteilen.

Erfolg als «Ersatzministerin»

Im Mai 2021 wurde Yesilgöz Staatssekretärin für Wirtschaft und Klima im geschäftsführenden Kabinett Rutte III. Als Staatssekretärin übernahm sie zusätzlich das Portefeuille «Klima und Energie» von Wirtschaftsminister Bas van 't Wout, als dieser wegen eines Burnouts ausfiel.

Mit ihrer Durchsetzungskraft, ihrer Dossierkenntnis und ihrer Vielseitigkeit als Mitglied der Zweiten Kammer, als Staatssekretärin sowie als «Ersatzministerin» hatte sich Yesilgöz bei Premierminister Rutte für höhere Weihen empfohlen. Folgerichtig wurde sie am 10. Januar 2022 als Ministerin für Justiz und Sicherheit im Kabinett «Rutte IV» vereidigt.

In den medialen Olymp der Niederlande stieg sie auf, als sie vom Polit-Magazin *Elsevier* eingeladen wurde, am 12. September 2022 den jährlich zur Eröffnung des parlamentarischen Jahres organisierten, prestigeträchtigen Vortrag zu halten. Das Thema von Yesilgöz lautete: «Tun, was nötig ist, um unseren demokratischen Rechtsstaat zu beschützen».

Am treffendsten wurde Dilan Yesilgöz wohl einmal von der *Volkskrant* (Volkszeitung) charakterisiert: «Pitbull mit Empathie».

Christian Huber ist ehemaliger Zürcher Regierungsrat. Er lebte mehrere Jahre in den Niederlanden und hatte bis vor kurzem in Amsterdam seinen Zweitwohnsitz.

Hitzerekord! 65 Grad in Neuenburg!

Unsere Medien heizen die Klimapanik viel zu wenig an. Ich sage ihnen, wie man es richtig macht.



Wenn alle Journalisten dasselbe sagen, dann muss das richtig sein. Sonst würden ja nicht alle Journalisten dasselbe sagen.

Nach dieser Einleitung zur Medientheorie kommen wir zur Medienpraxis. Wir kommen zum dominierenden Thema dieses Sommers, also dem Wetter dieses Sommers.

«Bis zu 48 Grad auf Sizilien», sagte *20 Minuten* für das letzte Wochenende voraus. «Bis zu 48 Grad in Südeuropa!» titelte der *Blick*. «Bis zu 48 Grad auf Sardinien und Sizilien», prophezeiten die Blätter aus dem Hause *Tages-Anzeiger*. «48 Grad auf Sizilien», kündete die «Tagesschau» an.

48 Grad. Alle Journalisten sagten dasselbe. Und doch war alles falsch. Die Temperaturen lagen von Sardinien bis Sizilien zehn Grad tiefer als von den Medien vorhergesagt.

Der Grund für die Falschmeldung war ein klassischer Journalisten-Trick. Der Trick lautet: Unterdrücke alle Informationen, die deine Schlagzeile ruinieren könnten.

Die angekündete Höllenhitze basierte auf einer Studie, die in Südeuropa bis 48 Grad an Bodentemperatur erwartete. Natürlich verschwiegen nun jeder anständige Journalist in seiner Schlagzeile, dass von der Bodentemperatur die Rede war. Man suggerierte stattdessen das übliche Meteo-Muster, wonach die Lufttemperatur sich auf 48 Grad erhitzte.

Der Schwindel mit der Bodentemperatur war normales journalistisches Handwerk. Journalismus, besonders Klima-Journalismus, besteht heute darin, die oftmals unkorrekte Welt in eine politisch korrekte Schlagzeile zu quet-

schen. Oder wie schon Mark Twain als zentrale Branchenregel formulierte: «Lass es nie zu, dass die Wahrheit einer guten Story im Wege steht.»

Der 48-Grad-Schwindel mit der Bodentemperatur war darum ein guter Ansatz. Darauf kann man aufbauen, um die links-grüne Klimapolitik noch besser aufzuheizen. Ich sage meinen Medienkollegen darum gerne, wo es noch heisse Luft nach oben gibt.

Nehmen wir etwa den Asphalt. Die Bodentemperatur von Asphalt kann an sonnigen Sommertagen auch bei uns rund 55 Grad er-

Am letzten Wochenende fiel in Südafrika Schnee, zum Beispiel in der Gegend um Kroonstad.

reichen. Gehen wir dazu zum Beispiel in die Agglomeration Zürich, wo es besonders viel Asphalt gibt. Und zack, schon haben wir die Schlagzeile.

«Hitzerekord! 55 Grad in Wallisellen!»

Noch besser wird es bei Sand, der uns beim Alarmismus zur nahenden Klimakatastrophe noch bessere Dienste leistet. Sand kann an heissen Sommertagen eine Bodentemperatur von bis zu 65 Grad erreichen. Der grösste Sandstrand der Schweiz liegt in Yvonand am Neuenburgersee. Und zack, schon haben wir die Schlagzeile.

«Hitzerekord! 65 Grad in Neuenburg!»

Das Problem mit Wallisellen und Neuenburg bleibt allerdings, dass es in der Schweiz immer wieder abkühlt und regnet. Auf heimischer Scholle lässt sich darum die klimatische Apokalypse auf Dauer nicht so recht dramatisieren. Aber es gibt Abhilfe.

Einfallsreiche Journalisten lassen sich durch meteorologische Widrigkeiten an der Heimatfront nicht abschrecken. Neuerdings ist es darum zur Routine auf Redaktionen geworden, den gesamten Planeten daraufhin abzuklopfen, ob es nicht irgendwo etwas heisser ist als normal. Weil das natürlich täglich der Fall ist, lässt sich damit auch täglich eine neue Horrorstory zum Klimawandel bauen.

Atemlos berichtete denn soeben der *Blick* von einem «neuen Hitzerekord» in der kalifornischen Kleinstadt Idyllwild. Atemlos berichtete soeben der *Tages-Anzeiger* von «ungewöhnlich grosser Hitze» in der saudi-arabischen Pilgerstätte Hajj. Atemlos berichtete soeben die «Tagesschau» von einer «beispiellosen Hitzewelle» in der Gemeinde Puntagorda auf der kanarischen Insel La Palma. Und Atemlos berichtete soeben das *St. Galler Tagblatt* vom «absoluten Hitzerekord» im nordchinesischen Dörfchen Sanbao.

Nun, irgendwo zwischen Idyllwild, Hajj, Puntagorda und Sanbao ist es immer etwas wärmer als üblich. Und wenn dieser permanente Beweis für die Klimakatastrophe ausnahmsweise einmal ausfällt, dann geht es auch andersherum.

Am letzten Wochenende fiel in Südafrika Schnee, zum Beispiel in der Gegend um Kroonstad. Es war der erste Schneefall in Kroonstad seit genau sechzig Jahren. Und warum schneite es in Südafrika wieder einmal nach sechzig Jahren?

Sie wären nie darauf gekommen, aber die richtige Antwort gaben uns unsere Schweizer Journalisten. Es schneite in Südafrika «aufgrund des Klimawandels».



Der Westen hat es in der Hand: Olena und Wolodymyr Selenskyj, Litauens Präsident Gitanas Nausėda (r.).

Patt als Chance

Nach 500 Tagen Ukraine-Krieg steht fest: Es wird keinen Gewinner geben. Die Kunst besteht jetzt darin, einen Kompromiss als Sieg zu verkaufen.

Urs Gehriger

Es gehört zum Wesen des Abnützungskrieges, dass beide Seiten den nahen Sieg prognostizieren und des Gegners Niederlage beschwören. Doch wer ist dem Sieg näher? Die Russen oder die Ukrainer? Am zuverlässigsten ist ein Realitätscheck. Das heisst: Man misst Absichtserklärungen an den verifizierbaren Resultaten.

Betrachten wir zuerst den Krieg im engeren Sinn – auf dem Schlachtfeld. Bevor Putin zum Angriff blies, umriss er folgende Ziele: «Entnazifizierung» und «Entmilitarisierung» der Ukraine. Wie weit seine Truppen im Zuge der «speziellen Militäroperation» vorstossen würden, liess er offen. Offensichtlich war sein Bestreben, einen raschen Sturz der «faschistischen» Regierung unter dem (jüdischen) Präsidenten Wolodymyr Selenskyj herbeizuführen.

Putin hat keines dieser Ziele erreicht. Nach seinem missglückten Panthersprung auf Kiew

konzentrierte er seine Truppen im Osten. Dort ist es ihm gelungen, vier Oblaste zu besetzen, die er von der Lokalbevölkerung per Referendum unter Gewehrläufen ins abgeblühte russische Mutterland einverleiben liess.

Am russischen Bollwerk abgeschmettert

Die russische Armee, wie sie sich während 500 Tagen auf dem Schlachtfeld gezeigt hat, ist keine schlagkräftige, moderne Armee. Die Frontkämpfe wurden von Söldnern bestritten. Das Gros der Armee sichert das eroberte Gebiet. Bei Angriffen auf ukrainische Infrastruktur – und zivile Ziele – stützt man sich mitunter auf iranische Drohnen. Kurzum: Der Krieg hat die Schwäche der russischen Armee blossgelegt, dergestalt, dass dies für Putin nichts anderes als eine Blamage darstellt.

Der Trumpf der russischen Armee ist ihre schiere Masse, mit der sie in der Geschichte wiederholt Gegner niedergerungen hat. Das

Reservoir an russischen Soldaten übersteigt jenes der attackierten Ukraine um ein Vielfaches. Die Vorstellung, dass Russland über unbegrenzte Reserven an einsatzfähigen – und motivierten – Soldaten verfügt, ist jedoch weit von der Realität entfernt, wie die zähe Nachmobilisierung manifestierte. Das effektivste Druckmittel, das Putin in die

Die Drohung mit dem russischen Atomarsenal hat sich im Laufe dieses Krieges als zahnlos erwiesen.

Waagschale werfen kann, ist das Drohen mit dem russischen Atomarsenal. Doch diese Drohung hat sich im Laufe dieses Krieges als zahnlos erwiesen.

Auch die Ukraine definierte ihre Ziele unmissverständlich: Rückeroberung der Gebiete, die seit 24. Februar 2022 verloren gingen. Und

die Befreiung der seit 2014 okkupierten Krim.

Mit beispielloser westlicher Hilfe konnte die Ukraine rund die Hälfte des Gebiets, das Russland besetzt hat, zurückgewinnen. Das ist ein bemerkenswerter Erfolg. Er straft all jene Lügen, die gleich nach der Invasion dafür plädierten, man solle sich mit dem vermeintlich übermächtigen Gegner rasch einigen, um Schlimmeres, gar einen «dritten Weltkrieg», zu verhindern. Der Preis wäre die Kapitulation der Ukraine gewesen und ein erstarktes Russland, das, so muss befürchtet werden, weitere kriegerische Aggressionen Richtung Westen hätte planen können.

Ihre Teilerfolge ändern nichts daran, dass die Ukraine weit hinter ihren Zielen zurückgeblieben ist. Die Russen haben sich im Osten

Es kann sich als Trumpferweisen, dass der Westen seine Vorstellung von Sieg elastisch definiert hat.

festgebissen. Die lang angekündigte ukrainische Frühlingsoffensive ist am russischen Bollwerk abgeschmettert. Nicht einmal das Minimalszenario – ein Durchbruch der Landbrücke zwischen Russland und der Krim, wodurch die russischen Streitkräfte im Süden isoliert würden – scheint realisierbar.

Nato-Binnenmeer im Baltikum

Der Westen ist nicht gewillt, Kampfflieger zu liefern und den Krieg weiter eskalieren zu lassen. Derweil stockt der Nachschub von Munition. Die Lieferung der USA von Streubomben ist ein Eingeständnis, dass der Westen an seine Grenzen geraten ist.

Der Westen seinerseits hat es bisher unterlassen, genauer zu definieren, was in seinen Augen ein Sieg bedeutet. Das Mantra, das man seit Kriegsbeginn herunterbetet, lautet: Man stehe hinter der Ukraine «so lange, wie es dauert». Das klingt entschlossen – bis man fragt, was «es» bedeutet. Die Frage nach den westlichen Zielen wird umso lauter, als die Kosten steigen und der Support unter der Bevölkerung abnimmt.

Kommen wir nun zum Krieg im breiteren, geografischen Sinn. Putin hat vor dem Angriff gefordert, dass die Ukraine niemals der Nato beitreten dürfe. Und er verlangte überdies, dass die westliche Allianz keine neuen Mitglieder aufnimmt. Schweden und Finnland hatte er mit «massiven Konsequenzen» gedroht, sollten sie dem transatlantischen Militärbündnis beitreten.

Die Drohungen blieben wirkungslos. Aufgrund von Putins Angriffskrieg sahen sich die beiden bislang neutralen skandinavischen Staaten genötigt, den Schutz der Nato zu suchen. Mit der Folge, dass Russlands direkte Grenze zur Nato um 1340 Kilometer ver-

längert wurde. Das Baltische Meer ist nun de facto ein Nato-Binnenmeer. «Er zog in den Krieg, weil er weniger Nato wollte. Er bekommt mehr Nato», kommentierte Nato-Generalsekretär Jens Stoltenberg vor ein paar Wochen am Nato-Gipfel in Litauen.

Ein weiteres Ziel Putins war es, der Nato zu verbieten, Truppen an den Grenzen Russlands zu stationieren oder in europäischen Staaten weitreichende Raketen aufzustellen.

Sanktionsregime verfehlt das Ziel

Das Gegenteil ist eingetreten. Putins unverhohlene Drohung mit Massenvernichtungswaffen – «wer sich Russland in den Weg stellt, muss mit Konsequenzen rechnen, wie er sie in seiner gesamten Geschichte noch nie gesehen hat» – hinderte den Westen nicht daran, die Ukraine mit Waffen auszustatten. Statt die Nato auseinanderzuidividieren, stärkte Putins Krieg das Bündnis. Rund 40 000 Nato-Soldaten wurden von Estland entlang der Ostflanke der Nato zu Russland bis hinunter nach Rumänien am Schwarzen Meer in Bereitschaft gesetzt. Nach ihren neuen Plänen will die Nato innerhalb von dreissig Tagen bis zu 300 000 Soldaten für die Verlegung an ihre Ostflanke bereithalten.

Ein Ziel scheint Putin – vorerst – erreicht zu haben. Die Nato ist nicht bereit, die Ukraine als Mitglied aufzunehmen. Weil sie sich nicht in einen heissen Krieg hineinziehen lassen will. Damit hat Putin jedoch keineswegs einen Sieg erreicht. Die Ukraine soll durch Sicherheitsgarantien den Schutz des Westens erhalten. Ausserdem wird ihr eine einstweilige Mitgliedschaft in Aussicht gestellt.

Auch der Westen ist weit von einem Sieg entfernt. Mit seinem beispiellosen Sanktionsregime verfehlt er das Ziel, Putin zu einer

Einstellung des Krieges zu zwingen. Russland ist nicht isoliert wie vom Westen erhofft. Partner in Zentralasien, in Nah- und Fernost erben nur zu gerne die Naturressourcen, denen der Westen entsagt hat.

Insgesamt könnte der Ukraine-Krieg eine Neugestaltung der globalen Ordnung beschleunigen. Der Westen, angeführt von der Supermacht USA, ist nicht mehr in der Lage, andere Länder von seiner Weltsicht zu überzeugen oder ihnen seinen Willen aufzuzwingen.

Von der «Entwestlichung der Welt» ist die Rede. Es formieren sich alternative Bündnisse wie die fünf Brics-Staaten Indien, Russland, Brasilien und Südafrika unter der Ägide Chinas. Sie übertrumpfen die G-7-Gruppe der westlichen Wirtschaftsmächte an kaufkraftbereinigtem Bruttoinlandprodukt.

Kurzum: Ökonomisch und geostrategisch gesehen hat der Ukraine-Krieg den Westen geschwächt. Somit wächst der Druck, auf einen Waffenstillstand hinzuarbeiten.

Wer nachgibt, verliert die Macht

Die Kriegsziele Russlands und der Ukraine schliessen einander aus. Sie erweisen sich für beide Seiten als unerreichbar. Putin und Selenskyj sind gefangen in ihren Sieg-Narrativen. Wer nachgibt, verliert nicht nur das Ge-

«Putin zog in den Krieg, weil er weniger Nato wollte. Er bekommt mehr Nato», sagt Stoltenberg.

sicht, sondern möglicherweise auch die Macht. Es geht also darum, dem heimischen Publikum einen Kompromiss als Sieg zu verkaufen.

Es liegt im Interesse des Westens, der die Auswirkungen des Krieges empfindlich spürt, mit Schlichtungsversuchen aktiv zu werden. Dabei kann sich als Trumpf erweisen, dass man die Vorstellung eines Sieges bislang elastisch definiert hat.

Die vage Formulierung – Unterstützung der Ukraine «so lange, wie es dauert» – war taktisch klug. Die unpräzise Beistandsbetuerung war zu Beginn des Krieges ein nützliches Mittel, um zu vermeiden, dass die westliche Unterstützung zusammenbricht oder die ukrainischen Streitkräfte durch unerreichbare Ziele oder Zeitvorgaben unter Druck gesetzt und demoralisiert werden.

Nun hat es der Westen, allen voran die USA, in der Hand, auf den ukrainischen Partner einzuwirken und im Gegenzug von Sicherheitsgarantien von seinen Maximalforderungen abzusehen.

Ein stabiler Frieden wäre damit noch nicht erreicht. Aber ein erster Schritt in Richtung eines Modus Vivendi, der beide Seiten das Gesicht wahren liesse.



Eine Eiche unter lauter Löffelkraut

In Bayerns Vize-Premier Hubert Aiwanger sieht die *Weltwoche* einen neuen Franz Josef Strauss. Das hat der grosse CSU-Anarch nicht verdient (obwohl er mir die Freundin ausspannte).

Wolfgang Koydl

An den Bewohnern von Deutschlands südlichstem Bundesland haben sich schon andere die Zähne ausgebissen. Helmut Kohl konnte ein Lied davon singen und Angela Merkel ebenso. «Was die Bayern eigentlich für ein Volksstamm sind – das hat noch kein Mensch herausbekommen», konstatierte Kurt Tucholsky. Dass sie der missglückte Versuch seien, aus Preussen Österreicher zu machen, ist genauso falsch wie die Schmähung, sie seien das fehlende evolutionäre Verbindungsstück zwischen dem Österreicher und dem Homo sapiens.

Ralf Schuler befindet sich also in guter Gesellschaft mit seinem Versuch, die Bayern und ihren derzeit prominentesten Vertreter zu fassen: Hubert Aiwanger, neuer Liebling der neuen Konservativen. («Zähne zeigen in Hochkultur», *Welt-*

woche Nr. 28/23). Wenn Ostdeutsche wie Schuler den Schweizern die Bajuwaren erklären, kann schnell was schiefgehen: Für den einen waren Bayern lange Zeit seines Lebens Exoten wie für uns Sachsen. Die anderen sind sich geografisch nahe, aber seelisch fremd. Gebirge verbinden nicht nur, sie trennen auch.

Söder kommt ihm am nächsten

Rasch tappt man da in die Fallen der Lederhosenklischees, die die Bayern selber aufgestellt haben. Denn die krachledernen Etiketten maskieren das eigentliche Wesen: hinterfotzig und verschlagen, nicht deftig und direkt. Ausserdem sind die Bayern «zu 60 Prozent Anarchisten», wie der Schriftsteller Herbert Achternbusch erkannte. «Und die wählen alle CSU.» Warum? Weil sie einen starken Anarchen wollen.

Ein solcher Anarch war Franz Josef Strauss (FJS). Bis heute überragt er alle Nachfolger. Am nächsten kommt ihm Bayerns Ministerpräsident Markus Söder, der das bei Altbayern suspekta Manko überwinden musste, Franke zu sein. Franken liegt im Norden Bayerns, wo man gepflegtes Fränkisch spricht und nicht breitestes Niederbayerisch, das Aiwanger so flüssig beherrscht, dass Norddeutsche vor dem Bildschirm in der Tat verzweifeln nach Untertiteln Ausschau halten.

Aiwanger mag manches sein, aber ein Franz Josef Strauss ist er nicht – auch wenn seine Sprache für auswärtige Ohren so tönen mag. Eine Eiche hatte der damalige Kardinal Joseph Ratzinger Strauss im Pontifikalamt nach dessen Tod genannt: «kraftvoll, lebendig, unverwüßlich». Aiwanger ist keine Eiche, eher ein Bayerisches Löffelkraut. Eindeutig ein lokales Eigengewächs, aber eines, das im Schatten grösserer Pflanzen blüht.

An dieser Stelle muss ich ein persönliches Bekenntnis ablegen. Mit FJS verbindet mich persönlich vieles, sogar mehr, als mir lieb sein konnte. Er war mein erster Interviewpartner, als ich ihn als Siebzehnjähriger für meine Schülerzeitung befragte. Ein Zitat ist mir in Erinnerung. «Es sind die schlechtesten Früchte nicht, in die die Wespen beißen», antwortete er auf meine Frage, wie er mit Anfeindungen umgehe. Nach diesem Motto lebte er.

Ein paar Jahre später sass ich, wenige Türen entfernt von ihm, in der CSU-Zentrale als Praktikant in der Pressestelle. Ich sah ihn täglich, manchmal auch privat. Erlebte, wie er Minis-

Ich sah ihn täglich, manchmal auch privat. Erlebte, wie er Minister ins Bett schickte wie Fünfjährige.

ter unwirsch ins Bett schickte wie Fünfjährige. Erduldete, dass er mir meine Freundin ausspannte, die mich obendrein mit begeisterten Berichten malträtierte. Ich hatte keine Chance: Macht war und ist ein stärkeres Aphrodisiakum als Jugend.

Seneca, bayerisch eingefärbt

Strauss war eine Naturgewalt (gottlob kein Zitat meiner damaligen Freundin) und eines der grössten politischen Talente der deutschen Nachkriegsgeschichte. Der Metzgerssohn und studierte Alphilologe war umfassend gebildet und hochintelligent, würzte seine Reden mit griechischen und lateinischen Zitaten und sprach doch die Sprache des einfachen Mannes. Vielleicht half es, Seneca bayerisch einzufärben.

Aiwanger zitiert Seneca nicht. Kein Problem. Aber allein auf Bayerisch zu poltern, macht aus ihm keinen Wiedergänger von Strauss. Denn eines war FJS nie – ordinär. Aiwanger schimpft, dass «die da obn in Berlin den Oasch offen ham». Strauss gab Kanzler Willy Brandt süffisant recht, dass in Bayern die Uhren anders gingen: «Denn hier gehen sie richtig.»

Das eine ist noch nicht einmal Komödiensatire. Das andere ist ganz grosse Oper.



Ganz grosse Oper: Politiker Strauss.

HERODOT



An Weihnachten gibt es in der Schweiz weder WK noch Rekrutenschulen. Auf hohe Feiertage der orthodoxen, muslimischen, jüdischen, hinduistischen und buddhistischen Soldaten kann die Armee nicht dieselbe Rücksicht nehmen. Hier geraten Integration und Gleichberechtigung an ihre Grenzen. Doch inzwischen ist in manchen Rekrutenschulen jeder zehnte Soldat muslimischen Glaubens – Tendenz steigend. Es dürfte eine Frage der Zeit sein, bis muslimische Rekruten ebenso zahlreich sind wie reformierte. Wenn sie am höchsten islamischen Feiertag (türkisch Bayram, arabisch Eid al-Adha) Dienst tun müssen und darum in Uniform ein gemeinsames Gebet verrichten, stimmen sowohl der gemässigte Peter Rothenbühler als auch der linke Peter Bodenmann in der Substanz mit Andreas Glarners Kritik überein (*Weltwoche* Nr. 27/23) – wenn auch nicht mit Glarners provokantem Stil und seinen absurden Vergleichen mit Kinderen und Steinigungen.

Natürlich hat die Armee grundsätzlich laizistisch zu sein. Wenn man aber erwartet, dass muslimische Schweizer auch an ihren höchsten religiösen Feiertagen Dienst tun, erscheint ein kurzes Gebet als angebrachte Geste des Respekts. Auch wer – mit Glarner und dem Schreibenden – ein Malaise darüber empfindet, dass ein derart hoher Anteil unserer Jungen einer fremden Religion angehört, die ihren Frauen etwa die Heirat mit Andersgläubigen untersagt, müsste daran interessiert sein, dass wir solche und andere Gesten der Integration zulassen. Diese Jungen sind hier aufgewachsen und werden in unserem Land

bleiben. Ein Blick nach Frankreich zeigt, dass ihre Ausgrenzung nicht im Interesse unseres Landes sein kann. Vielmehr müsste ihre Integration uns allen ein Anliegen sein, auch wenn wir eine verfehlte Zuwanderungs- und Asylpolitik kritisieren, die innert weniger Jahrzehnte zu einem derart hohen Anteil von Menschen aus fremden Kulturen an unserer Bevölkerung geführt hat.

Die meisten schweizerischen Muslime stammen aus der Türkei und den ehemals osmanischen Gebieten des Balkans. Das Verhältnis zwischen den Erben der Osmanen und dem Westen ist, nach einem halben Jahrtausend der

Es dürfte eine Frage der Zeit sein, bis muslimische Rekruten ebenso zahlreich sind wie reformierte.

Konfrontation, ein schwieriges; aber aus globaler Warte gibt es mehr Verbindendes als Trennendes. Die Herausforderungen im Inland finden ihr Pendant auf der zwischenstaatlichen Ebene. Die Türkei ist eine stolze, eigenwillige und schwierige Partnerin, die nicht einfach nach der Pfeife der EU und ihrer Nato-Partner tanzt. Rechtsstaatlichkeit und Menschenrechte entsprechen nicht unseren Vorstellungen, im Ukraine-Krieg blieb sie neutral, und der Nato-Nordosterweiterung verweigerte sie bisher ihre Zustimmung. Und doch ist sie eine strategische Partnerin, auf die der Westen nicht wirklich verzichten kann.

Die häufigen Querschläge Erdogans in den letzten Jahren waren auch eine Reaktion auf mehrfache Zurückweisung und Missachtung seitens der westlichen Partner. Mit Erfolg profilierte er sich in der muslimischen Welt und als wichtiger

Partner Russlands und Chinas und zeigte so dem Westen, dass sein Brückenstaat auch andere Optionen hat. Nach seinem überraschend deutlichen Wahlerfolg und angesichts der gravierenden Währungs- und Wirtschaftskrise seines Landes hat er nun bedeutende Schritte auf seine westlichen Partner zu gemacht.

Seine neue Regierung ist die am wenigsten nationalistische seit seiner Regierungsübernahme vor 21 Jahren. Sein aussenpolitisches Team, inklusive Verteidigungsminister und Geheimdienstchef, besteht aus gemässigten und kompetenten Technokraten. Das Veto gegen Schwedens Nato-Beitritt zieht er zurück – offenbar ohne grosse Gegenleistungen. Mit dem griechischen Ministerpräsidenten einigte er sich während eines bei uns kaum beachteten Treffens (das doppelt so lange dauerte wie geplant) auf bedeutende Versöhnungsschritte. Angestrebt wird die Lösung der bilateralen Konflikte, unter anderem über die Meeressgrenzen, welche die beiden Staaten noch vor zwei Jahren an den Rand eines Krieges brachten. Wie de Gaulle feststellte, haben Staaten keine Freunde, bloss Interessen. Für die USA, die EU und die Türkei überwiegen diejenigen an gegenseitigem Einvernehmen deutlich das Trennende. So wäre zu hoffen, dass Erdogans Gesten und Schritte seitens der westlichen Partner erwidert werden. Dies wäre auch für die Integration der schweizerischen Muslime positiv.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Erntezeit in Basel

Beat Hauenstein steuerte die Zigarren-Manufaktur Oettinger Davidoff aus turbulenten Gewässern. Das bald 150-jährige Unternehmen schreibt Rekordzahlen und ist neuer Weltmarktführer.

Florian Schwab

Wer derzeit den Hauptsitz von Oettinger Davidoff besucht, trifft auf Zuversicht und gute Laune. Die ikonisch zulaufenden, der Formgebung einer Zigarre nachempfundenen Säulen, die das Gebäude umgeben, wirken heute noch tragfähiger als zum Zeitpunkt von dessen Einweihung vor sechs Jahren.

Die Geschäfte bei Oettinger Davidoff laufen nämlich hervorragend. Das Unternehmen schrieb im Jahr 2022 einen Umsatz von 494,1 Millionen Franken – ein Plus von 8,2 Prozent gegenüber dem Vorjahr. Beat Hauenstein, seit sechs Jahren CEO, kommentierte das Ergebnis so: «Wir haben unsere ambitionierten finanziellen Ziele für 2022 übertroffen und sowohl unser Ebit als auch unsere Liquidität weiter verbessert.» Das Jahr sei «aus wirtschaftlicher Sicht ein Rekordjahr für Oettinger Davidoff in der 148-jährigen Firmengeschichte». Die Aussage lässt aufhorchen, denn vor zehn Jahren übertraf der Umsatz noch die Milliardengrenze. Das war, bevor sich Oettinger Davidoff von diversen Geschäftsbereichen trennte und sich ab 2017 ausschliesslich auf handgemachte Premiumzigarren konzentrierte.

Aufbau einer Produktion von null auf

Auffällig ist: Zumindest beim Umsatz haben die Basler den bisherigen Weltmarktführer in dieser Branche abgelöst. Denn die kubanische Habanos S. A. steigerte sich lediglich um 2 Prozent auf 545 Millionen US-Dollar. Nach gegenwärtigem Wechselkurs hat Oettinger Davidoff das kubanische Zigarrenexportmonopol überrundet.

Oettinger Davidoff ist damit ein Kunststück von fast shakespearescher Dramatik gelungen, hat sich das Unternehmen doch Anfang der 1990er Jahre entschieden, dem immer eisernerem Zugriff der kubanischen Regierung auf die Zigarrenindustrie auszuweichen und in der Dominikanischen Republik von null auf eine neue Produktion aufzubauen. Es ist, als hätten sich die Eigentümer von Mouton Rothschild

Basel

aus Bordeaux verabschiedet und in Italien neue Weingüter aufgebaut, die mehr Spitzenweine produzieren als die gesamte französische Industrie. In der Basler Zentrale kommentiert man den Befund zurückhaltend. Reine Umsatzvergleiche seien nicht besonders aussagekräftig. Zutreffend sei, so Hauenstein, dass Oettinger Davidoff Marktanteile gewinne. «Es scheint, dass wir vieles besser machen als unsere Mitbewerber und sie am Markt schlagen.» Als Gründe führt er ins Feld, dass «wir das Maschinendeck über die gesamte Wertschöpfungskette – *from crop to shop* – voll im Griff haben, schnell agieren und unsere Kun-

Man entschied sich, dem immer eisernerem Zugriff der kubanischen Regierung auszuweichen.

den kontinuierlich mit erstklassigen und innovativen Produkten erfreuen können». Zudem habe das Unternehmen sein digitales Engagement mit den Kunden verstärkt.

Die heutige Oettinger Davidoff ist im Wesentlichen ein kongeniales Fusionsprodukt des sagenumwobenen Genfer Zigarrenhändlers Zino Davidoff (1906–1994) und des gewieften Basler Geschäftsmanns Ernst Schneider (1921–2009). Schneider hatte sich in das 1875 gegründete Basler Tabak-Grosshandelsunternehmen Oettinger eingeheiratet und integrierte im Jahr 1970 den in Zigarrenkreisen weltweit angesehenen Zino Davidoff samt dessen Namen in die Firma Oettinger. Es war der Aufbruch ins Privatkundengeschäft: Heute verkauft Oettinger Davidoff Zigarren in über 130 Ländern, oftmals mit eigenen Läden an besten Lagen.

Noch vor wenigen Jahren hätte kaum ein Branchenkenner darauf gewettet, dass sich die Schweizer Oettinger Davidoff derart kraftvoll behaupten würde. Hauensteins Vorgänger, der bald nach dem Tod von Patron Ernst Schneider die operativen Zügel in die Hand genommen hatte, fiel besonders auf durch ein Feuerwerk an Produktinnovationen, neu eröffneten

Filialen und eine beeindruckende Marketingpräsenz wie zum Beispiel als Partner der Art Basel inklusive Miami und Hong Kong. Auch der neue Hauptsitz, von den Basler Architekten Diener & Diener entworfen, entstand unter seiner Ägide. Kurz vor der Eröffnung verliess der Vorgänger das Unternehmen, Hauenstein rückte nach.

Abrupter Chefwechsel

Die Gründe für den abrupten Chefwechsel wurden auf Basler Art kommentiert, nämlich gar nicht. Aus dem Unternehmen stiegen aber durchaus Rauchzeichen auf: Von einem Schuldenberg in zwei- bis dreistelliger Millionenhöhe war die Rede und von etlichen Geschäftsjahren mit negativer Rendite. Ob das stimmt, weiss nur das Unternehmen selbst. Es kommuniziert traditionell nur die Umsätze, nicht aber die Gewinnzahlen. «Ich habe die operative Führung in einer schwierigen Situation übernommen», sagt Hauenstein dazu. Details will er keine preisgeben.

Gleichwohl fällt auf, dass Oettinger Davidoff seit ein paar Jahren die Stärkung der finanziellen Kennzahlen im Gesamtergebnis betont, also unter dem Doppelstrich. Als frisch ernannter CEO leitete Beat Hauenstein einen fünfjährigen Transformationsprozess ein, bestehend aus fünfzig verschiedenen Projekten. Diese bezweckten eine Verbesserung in Sachen Cash, Umsatzwachstum, Marktanteilen, Profitabilität sowie Unternehmens- und Führungskultur. Es sei darum gegangen, eine «tragfähige neue Strategie im Rahmen unserer Realitäten zu entwickeln», erinnert er sich. Die ersten drei bis vier Jahre seien einschneidend gewesen, «aber wir haben die Hausaufgaben gemacht, und jetzt hat die Ernte angefangen».

Als langjähriger Chief Operating Officer – vor über zwanzig Jahren wechselte der Wirtschaftsinformatiker von Coop ursprünglich als IT-Chef zu Oettinger Davidoff – kannte Hauenstein die wesentlichen Stärken und Schwächen des Unternehmens und wusste, welche Stellschrauben zu justieren waren. «Gemeinsam mit unserem Team von aktuell rund 4000 Mit-



«Karibische Lebensfreude und Tabakpassion»: Oettinger-Davidoff-CEO Hauenstein.

arbeitern haben wir das weltweit erfolgreich umgesetzt», sagt er.

Im persönlichen Umfang zeichnet den vierfachen Familienvater ein grosses Understatement aus. Er sucht nicht den grossen öffentlichen Auftritt, sondern widmet der Führung und Pflege der Mitarbeiter einen wichtigen Teil seiner Zeit. Er selber sei ein passionierter Zigarrengeniesser, könne aber weder alleine ein neues Geschmacksformat entwickeln noch selber Zigarren rollen. «Glückliche Mitarbeiter ergeben zufriedene Kunden», ist er überzeugt. Und im Zentrum stehe ohnehin

nicht eine einzelne Person, sondern die Produkte, die den Geniessern auf der ganzen Welt die gleiche Qualität und das gleiche Erlebnis garantieren.

Achtzig eigens gezüchtete Tabaksorten

Bei einem international tätigen Unternehmen wie Oettinger Davidoff ist Hauensteins Führungsprinzip mit einer intensiven Reisetätigkeit verbunden. Mindestens zweimal pro Jahr reist er in die Dominikanische Republik, wo das Gros der Produktion von Oettinger Davidoff stattfindet. In der Gegend

von Santiago de los Caballeros, der zweitgrössten Stadt des Landes, ist die dominikanische Produktionsgesellschaft von Oettinger Davidoff einer der wichtigsten privaten Arbeitgeber. Es gehe ihm darum, in den Davidoff-Produkten «schweizerische Präzision mit karibischer Handwerkskunst, Lebensfreude und Tabakpassion zu verbinden».

Das macht Davidoff besser und erfolgreicher als viele Konkurrenten, beginnend bereits auf dem Tabakfeld. Davidoff verfügt über

Mit den Tabakbauern verbindet Oettinger Davidoff eine intensive, langjährige Zusammenarbeit.

das geistige Eigentum an rund achtzig eigens gezüchteten Tabaksorten, die in Sachen Geschmack und Resistenz auf die besten Terroirs der Dominikanischen Republik abgestimmt sind. Mit den Tabakbauern verbindet das Unternehmen eine intensive, langjährige Zusammenarbeit. Die Davidoff-Agronomen besuchen die Lieferanten regelmässig, um das optimale Gedeihen des Tabaks sicherzustellen. Ist die Ernte einmal in den Lagern angekommen, findet entlang der ganzen Produktionskette eine lückenlose Qualitätskontrolle statt. Die dominikanische Produktionsgesellschaft von Oettinger Davidoff verfügt mit 2600 Tonnen teilweise über zwanzig Jahre alter Tabake über das wohl umfangreichste Lager der gesamten Industrie.

Englischschule in Santiago

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Santiago – etwa 2000 an der Zahl – werden überdurchschnittlich entlohnt. Bei seinem letzten Besuch in Santiago eröffnete Beat Hauenstein in Anwesenheit von viel politischer Prominenz aus dem Karibikstaat eine neue Englischschule für die Kinder der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. «Die Inspiration dafür kam mir beim Besuch eines Lieferanten in Ecuador – die leuchtenden Kinderaugen gingen mir nicht mehr aus dem Kopf.» Allerdings gab es viele Hürden und Bedenken zu überwinden. Nachdem der Entscheid getroffen war, stand die Schule innerhalb eines Jahres. «Das ist das Schöne bei Davidoff: Wenn man etwas Gutes machen will, ziehen alle an einem Strang.»

Zurzeit ist Oettinger Davidoff dabei, die Produktionskapazitäten in der Dominikanischen Republik bedeutend zu erweitern. Das Unternehmen erweckt den Eindruck einer fein justierten Präzisionsmaschine, welche die richtigen Antworten auf die Wünsche der Konsumenten und auf die Herausforderungen der Zeit gefunden hat. In der immer engmaschigeren Regulierung von Tabakprodukten bewegt sich kein anderes Unternehmen derart global und behände.

Tendenziöse «Tagesschau»

Die Ankündigung eines «Tagesschau»-Beitrags über zehn Jahre «Black Lives Matter» (BLM) von Moderator Florian Inhauser soll den Zuschauer schon mal in Stimmung bringen: «Unerhört, [...] dass man sagen muss, dass auch schwarze Leben zählen.»

Für SRF-Korrespondent Pascal Weber ist die Sache eindeutig: In den USA werden Schwarze dreimal häufiger durch Polizisten getötet als Weisse. «Aus diesem Unrecht» sei BLM entstanden. Vom Vandalismus und von Gewaltexzessen bei BLM-Ausschreitungen kein Wort. Leider erfährt das SRF-Publikum auch nicht, dass Schwarze in den USA dreimal häufiger morden als Weisse.

In einem mit der «Tagesschau» verlinkten Text geht es weiter im gleichen Stil. BLM sei kein spezifisches Problem der USA, belehrt uns die deutsche Journalistin Hannah Krug, sondern auch der Schweiz. «Der Blick in die USA offenbart vielen People of Color in der Schweiz ein Paradoxon: Denn der bestärkende Einfluss aus den USA ist gleichzeitig ein Motiv für weiteren Rassismus in der Schweiz.»

Wie bitte? Dass Rassismus in der Schweiz weniger vorkomme, sei ein «Narrativ», erfahren wir. Er sei nur besser versteckt. Da man den Schwarzen ihre Opferrolle verweigere, seien sie doppelte Opfer. Wenn ein Schweizer Gericht feststellt, dass das historische Zürcher Restaurant «Zum Mohrenkopf» nichts mit Diskriminierung



«Unerhört»: SRF-Inhauser.

zu tun hat oder der Tod von Mike Ben Peter in Lausanne (2018) nichts mit Polizeigewalt, ist das keine gute Nachricht – sondern ein «Rückschlag» für die gerechte Sache.

Und zur Krönung ein Zitat, das im Text unkommentiert hervorgehoben wird: «Auch wenn das Gegenüber eigentlich nichts für die Sklaverei kann, ist es verantwortlich für die Sklaverei.»

Für dieses schreiende Unrecht, es war zu erwarten, gibt es einen tieferen Grund: «[...] die kleine Schweiz, die zurzeit einen Rechtsruck erlebt». Alles klar.

Alex Baur

Fertig oben ohne

Am neuen Berner Hip-Hop-Festival werden Männer ohne Shirt nicht bedient. Dafür beglückt von der Bühne der «Pimplegionär».

Urs Gehrig

Im Land mit der grössten Festival-Dichte hat dieses Wochenende das jüngste Spektakel Premiere. Auf der Berner Allmend ist eine fresche Hip-Hop-Party angesagt. Am Ort, wo Rammstein jüngst unter den Argusaugen von Sittenwächtern ihre brachiale Show «toxischer Männlichkeit» abzogen, soll jetzt Zucht und Ordnung herrschen.

«No Shirt – no Service» lässt die Leitung des Spex-Festivals rigoros verlauten. Männer, die kein Shirt tragen, werden nicht bedient. «Dies, weil Frauen nicht so ohne weiteres oben ohne herumlaufen können und das eine Art Gender-Gap darstellt», wie Medien im Vorfeld berichteten.

Es lebe der Fortschritt! Unerhört nämlich, was sich das empfindliche Auge an Schweizer Festivals alles bieten lassen muss. In Montreux zum Beispiel zog Iggy Pop, 76, kaum auf die Bühne gestürzt, das Shirt aus und humpelte wie ein von Veitstanz geplagter, halbnackter Berserker über die Bretter – was weibliche Fans nicht daran hinderte, ihre Arme nach dessen lederhäutigem Oberkörper zu recken.

Twerving, Voguing

Und erst auf dem Gurten! Bierbauch, Sixpack, Bärenfellwampe – ein ganzes Panoptikum der Bäuche drängte beim 40-Jahr-Jubiläum des legendären Festivals aus dem Textil, raus an die gleissende Sonne.

Auch auf der Bühne ging die blutte Post ab. Wie ein geölter Blitz bot der schwule Hip-Hop-Superstar Lil Nas X dem tobenden Publikum seinen gestählten Körper dar. Die Garderobe reduziert auf Fellstiefel, Lendenschurz und Stierschädelgürtelschnalle, umringt von einer Männer-Tanzriege, zündete die famose Diva eine «queere Bombe, die auf dem Gurten noch lange nachhallen und neue Massstäbe setzen dürfte», wie das *Mannschaft Magazin*



Da geht die blutte Post ab: Rapper Lil Nas X.

jubilerte, mit «ganz viel Twerving, Voguing, und An-den-Arsch-fassen».

Vor einem solchen Sodom und Gomorrha will das Spex-Festival sein Publikum bewahren – mit einem ausgeklügelten «Awareness»-Knigge: «Wir sind respektvoll zueinander und bemühen uns, nicht zu viel Raum einzunehmen», steht da.

Etwas mehr Freiraum als bei den zahlenden Fans lässt man indes auf der Bühne walten. Als Headliner hat man Kool Savas aka «Pimplegionär» aus dem Heimatland von Goethe und Schiller engagiert, der sich mit Texten brüstet wie «Hoes, die sagen, ich bin träge, animiere ich durch Schläge / Fotze schweig, leg' die Zunge auf den Pint und mach ihn steif».

Für den Fall, dass sich eine Person trotz rigoroser Benimmregeln unwohl fühlen sollte, hat die Festival-Leitung einen «Safe Space» mit Namen «Marzili» als sicheren Rückzugsort eingerichtet. «In diesem Raum hält sich eine auf Übergriffe spezialisierte Person auf, um betroffene Menschen beraten zu können.»

Auch auf dem Gelände seien Teams unterwegs, die «immer die Augen und Ohren für Missstände oder Probleme offenhalten». Ganz einfach zu erkennen, in blauen T-Shirts mit dem Logo «Info & Care Team».

Amerika ist narzisstisch gekränkt

Der Aufstieg Chinas schockt Washingtons Elite. Das macht die Lage so gefährlich.



US-Präsident Joseph Biden hat den chinesischen Staatschef Xi Jinping öffentlich einen «Diktator» genannt. Ob das eine zutreffende Beschreibung ist – darüber lässt sich streiten. Ob sie einem gedeihlichen Umgang der beiden führenden Mächte dieser Welt miteinander und damit der Menschheit insgesamt dient, lässt sich hingegen ausschließen.

Warum sagt der Mann im Weissen Haus dann trotzdem so etwas? Und warum malen mit ihm zahlreiche westliche Politiker und Journalisten China und andere missliebige Staaten in immer düsteren Farben? Die tiefere Erklärung dafür ist eine ebenso weitverbreitete wie weithin ignorierte Störung der Psyche, die in der Psychologie als «Dissoziation» bekannt ist.

Das heisst: Diese Menschen sind nicht in der Lage, unliebsame Fakten und Erfahrungen in ihr Selbstbild zu integrieren, und spalten sie zum Schutz der inneren Stabilität ab. Sie helfen damit zwar nicht dem Weltfrieden, aber ihrem eigenen Seelenfrieden. In Anlehnung an das Gedicht «Die unmögliche Tatsache» von Christian Morgenstern hat der Volksmund dafür ein schlichtes Sprichwort: «Was nicht sein darf, kann nicht sein.»

Es darf und kann deshalb nicht sein, dass die Vereinigten Staaten von Amerika, der einstige Leuchtturm von Freiheit und Demokratie, zu einer Plutokratie verkommen sind; dass ein Land wie China, das von einer Partei autoritär regiert wird, die sich kommunistisch nennt, die USA wirtschaftlich überholt und zur führenden Weltmacht aufsteigt. Es darf und kann nicht sein, dass China mit Russland und

anderen Staaten die Dominanz des US-Dollar im Weltfinanzsystem zunehmend untergräbt. Und so weiter und so fort.

All das kommt einer narzisstischen Kränkung gleich und lässt sich nur schwer mit dem übersteigerten Selbstbild vereinbaren, das die Vereinigten Staaten von sich entwickelt haben:

Diese Menschen helfen zwar nicht dem Weltfrieden, aber ihrem eigenen Seelenfrieden.

Sie sehen sich als aussergewöhnliche, ja unverzichtbare, von Gott dazu auserwählte Nation, über die Welt zu herrschen. Ihre Verbündeten, allen voran Europa, längst in die zweite Reihe verbannt, trachten nur noch danach, möglichst viel vom höfischen Glanz des amerikanischen Imperiums für sich zu erhaschen. Sie leben von abgeleiteter Macht. Das Ergebnis ist ein kollektiver Realitätsverlust des Westens.

So beschimpft Präsident Biden Präsident Xi als «Diktator» und führt sich, zumindest international, zugleich selbst wie ein solcher auf. So reist die US-Finanzministerin Janet Yellen nach Peking, um China (und den andern Brics-Staaten) die Entkoppelung vom Dollar auszureden und wieder mehr US-Staatsanleihen zu kaufen, sprich: Washington die weitere militärische Aufrüstung auch Taiwans sowie die wirtschaftliche Entkoppelung von Peking zu erleichtern.

So wird der amerikanische Klimabeauftragte John Kerry vorstellig, um die Chinesen zu ver-

stärkten Anstrengungen im Klimaschutz anzuhalten, derweil die USA der Entwicklung des Landes nahezu täglich neue Steine in den Weg rollen. So verspricht die Nato auf ihrem Gipfel in Vilnius, ungeachtet des bereits so gut wie verlorenen Ukraine-Krieges, den Kampf der Ukrainer gegen Russland bis zum Endsieg weiter unterstützen zu wollen. Und Deutschland verkündet in seiner soeben verabschiedeten «China-Strategie», die wirtschaftlichen Verbindungen mit China lockern zu wollen, weil Peking versuche, die von Washington etablierte «regelbasierte internationale Ordnung umzugestalten» – als sei diese sakrosankt.

Die Chinesen und Russen dürften sich von diesem ebenso arroganten wie illusionären Verhalten wohl kaum beeindruckt lassen. Früher oder später werden die USA und der gesamte Westen nicht umhinkommen, der schmerzhaften Wahrheit ins Auge zu sehen. Hoffentlich nicht zu spät. «Mit nachlassenden Fähigkeiten zurechtzukommen, ist für den Menschen mit am schwierigsten – sowohl als Individuum wie als Nation», so der renommierte amerikanische Politikprofessor Michael Brenner. Dies gelte besonders für die USA. «Kein anderes Land» versuche «so unerbittlich, seine Legende zu leben».

Diese Legende wird durch die Entwicklung der Welt und vor allem Chinas jetzt erstmals ernsthaft auf die Probe gestellt. Korrigieren die USA nicht bald ihr übersteigertes Selbstbild und ändern dementsprechend ihr Verhalten, droht die Welt nicht an Eis-, sondern Hirnschmelze zugrunde zu gehen.

Gebrochenes Versprechen

Haben die USA und ihre westlichen Partner den Russen zugesichert, die Nato nicht nach Osten zu erweitern? Wer die entsprechenden Dokumente aus der Zeit nach dem Mauerfall studiert, stellt fest: Ja, das haben sie.

Ted Snider



Ende des Kalten Krieges: Staatsmänner Schewardnadse, Gorbatschow, Bush und Baker (v.l.) in Washington, Juni 1990.

Auf dem Nato-Gipfel in Bukarest im Jahr 2008 wurde der Ukraine und Georgien eine mögliche Mitgliedschaft in der Nato mit der Erklärung zugesagt, dass die Nato die euroatlantischen Bestrebungen der Ukraine und Georgiens nach einer Mitgliedschaft in der Nato begrüße. «Wir sind uns heute einig, dass diese Länder Mitglieder der Nato werden.» Der russische Präsident Wladimir Putin «geriet in Rage» und warnte laut einem von John Mearsheimer zitierten russischen Journalisten, dass «die Ukraine, wenn sie der Nato beitrifft, dies ohne die Krim und die östlichen Regionen tun wird. Sie wird einfach auseinanderfallen.»

Eineinhalb Jahrzehnte später sandte Putin die Nachricht an den ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj: «Sagen Sie mir, dass Sie

der Nato nicht beitreten, dann werde ich nicht einmarschieren.»

Es ging nur um die DDR

Putin wird im Westen immer wieder gefährliches Melodrama und Geschichtsrevisionismus vorgeworfen, wenn er auf das gebrochene Versprechen der Nato hinweist, dass sie sich nicht nach Osten ausdehnen werde, wenn die Sowjetunion ein vereinigtes Deutschland in die Nato aufnehme.

Im Jahr 2007 beklagte sich Putin: «Was ist aus den Zusicherungen geworden, die unsere westlichen Partner nach der Auflösung des Warschauer Paktes gegeben haben? Wo sind diese Erklärungen heute? Niemand erinnert sich an sie.»

Ein Jahr später beschwerte sich der ehemalige sowjetische Staatschef Michail Gor-

batschow, dass die Vereinigten Staaten «versprochen haben, dass die Nato nach dem Kalten Krieg nicht über die Grenzen Deutschlands hinausgehen werde, aber jetzt ist die Hälfte Mittel- und Osteuropas Mitglied, was ist also aus ihren Versprechen geworden? Das zeigt, dass man ihnen nicht trauen kann.»

Der damalige US-Außenminister James Baker hat behauptet, dass sich die Diskussion über die Nato-Erweiterung nur auf Ostdeutschland und nicht auf Osteuropa bezog: «Es wurde nie über etwas anderes als die DDR diskutiert.» In einem Nato-Bericht aus dem Jahr 2014 heisst es: «Eine solche Zusage wurde nicht gemacht, und es wurden nie Beweise für die Behauptungen Russlands vorgelegt.»

Aber inzwischen freigegebene Dokumente zeigen, dass die Nato gelogen hat und dass es

Baker und nicht Putin war, der Geschichtsrevisionismus betrieben hat.*

Nachdem er sich darüber beklagt hatte, dass sich niemand mehr an die Zusicherungen des Westens erinnere, gemahnte Putin seine Zuhörer an diese Zusicherungen: «Ich möchte die Rede des Nato-Generalsekretärs Manfred Wörner in Brüssel am 17. Mai 1990 zitieren. Damals sagte er Folgendes: «Schon die Tatsache, dass wir bereit sind, die Nato-Streitkräfte nicht hinter den Grenzen der Bundesrepublik Deutschland zu stationieren, gibt der Sowjetunion feste Sicherheitsgarantien.» Wo sind diese Garantien?»

Putin hat richtig zitiert. Er hätte hinzufügen können, wie wir aus den kürzlich freigegebenen Dokumenten wissen, dass Wörner auch «betonte, dass der Nato-Rat und er gegen die Erweiterung der Nato sind (13 von 16 Nato-Mitgliedern unterstützen diesen Standpunkt)». Der Nato-Generalsekretär versicherte den Russen am 1. Juli 1991 auch, dass er sich bei einem bevorstehenden Treffen mit dem polnischen Präsidenten Lech Walesa und dem rumänischen Präsidenten Ion Iliescu «gegen einen Nato-Beitritt Polens und Rumäniens aussprechen werde, was er zuvor auch gegenüber Ungarn und der Tschechoslowakei erklärt hatte». (Dokument 30; siehe Link am Textende)

Was Bakers Beharren darauf betrifft, dass ein solches Versprechen nicht gegeben wurde, so hat er einige der wichtigsten Aussagen dieses Versprechens formuliert. Am 9. Februar 1990 stellte Baker Gorbatschow bekanntlich vor die Wahl: «Ich möchte Ihnen eine Frage stellen, die Sie nicht sofort beantworten müssen. Angenommen, die Wiedervereinigung findet statt, was würden Sie vorziehen: ein vereinigt Deutschland ausserhalb der Nato, absolut unabhängig und ohne amerikanische Truppen; oder ein vereinigt Deutschland, das seine Verbindungen zur Nato beibehält, aber mit der Garantie, dass sich die Zuständigkeit oder die Truppen der Nato nicht östlich der gegenwärtigen Grenze ausbreiten werden?»

Baker hat diese Aussage zurückgewiesen und sie als hypothetische Frage eingestuft. Die nächste Aussage Bakers, die zuvor nicht in dem Zitat enthalten gewesen war, nun aber durch die dokumentarischen Aufzeichnungen wieder in das Skript aufgenommen wurde, widerlegt diese Behauptung. Nachdem Gorbatschow auf Bakers Frage geantwortet hat: «Es versteht sich von selbst, dass eine Ausweitung der Nato-Zone nicht akzeptabel ist», antwortet Baker kategorisch: «Wir stimmen dem zu.» (Dokument 6)

«Not one inch»

Es gibt eine Reihe weiterer freigegebener Erklärungen, die jetzt die Beweise gegen Bakers Behauptung untermauern. Die wichtigste ist Bakers eigene Interpretation seiner Frage an Gorbatschow zu jener Zeit. Auf einer Pressekonferenz unmittelbar nach diesem ent-

scheidenden Treffen mit Gorbatschow verkündete Baker, dass die Zuständigkeit der Nato «nicht nach Osten verlagert» werde. Er fügte hinzu, er habe Gorbatschow «angedeutet», dass es «keine Ausdehnung der Nato-Streitkräfte nach Osten geben sollte».

Und während Baker mit Gorbatschow zusammentraf, stellte der stellvertretende Nationale Sicherheitsberater Robert Gates dem KGB-Chef Wladimir Krjutschkow die gleiche Frage in

Dokumente zeigen, dass nicht Putin Geschichtsrevisionismus betrieben hat.

eindeutig nicht hypothetischer Form. Er fragte Krjutschkow, was er von dem «Vorschlag halte, dass ein vereinigt Deutschland mit der Nato assoziiert werden würde, wobei die Nato-Truppen jedoch nicht weiter nach Osten vorrücken würden als jetzt». Gates fügte daraufhin hinzu: «Das scheint uns ein vernünftiger Vorschlag zu sein.» (Dokument 7)

Am selben Tag stellte Baker dem sowjetischen Aussenminister Eduard Schewardnadse die gleiche Frage. Er fragte, ob es «ein Ergebnis geben könnte, das garantierte, dass es keine Nato-Truppen im östlichen Teil Deutschlands geben würde. Es könnte dafür sogar ein absolutes Verbot geben.»

Wie hat Baker dieses Angebot gemeint? In «Not One Inch» berichtet M. E. Sarotte, dass Baker in seinen eigenen Notizen schrieb: «Endresultat: vereinigt Deutschland. Verankert in einer veränderten (politischen) Nato, deren Jurisdiktion



Feste Sicherheitsgarantien für die Sowjetunion: Nato-Generalsekretär Wörner, 1989.

nicht nach Osten verschoben werden würde!» Laut einem inzwischen freigegebenen Memorandum des Aussenministeriums über das Gespräch hatte Baker bereits in diesem Schewardnadse zugesichert: «Es müsste natürlich unumstössliche Garantien geben, dass sich die Rechtsprechung oder die Streitkräfte der Nato nicht nach Osten verlagern würden.» (Dokument 4)

Und laut einem freigegebenen Memorandum des Aussenministeriums über dieses Gespräch sagte Baker noch am selben Tag zu Gorbatschow und Schewardnadse, und zwar keineswegs in Form einer Frage, dass «wenn wir in einem Deutschland, das Teil der Nato ist, eine Präsenz aufrechterhalten», es keine Ausdehnung der Nato-Zuständigkeit für Nato-Kräfte «um einen Zoll nach Osten» geben werde. (Dokument 5)

Deutschlands Versprechen

Obwohl dies die wichtigsten Zusicherungen von Aussenminister Baker sind, sind sie nicht die einzigen. Am 18. Mai 1990 sagte Baker bei einem Treffen in Moskau zu Gorbatschow: «Ich wollte betonen, dass unsere Politik nicht darauf abzielt, Osteuropa von der Sowjetunion zu trennen.» (Dokument 18)

Und nochmals, am 12. Februar 1990, wird das Versprechen gegeben. Gemäss den Notizen, die für Schewardnadse auf der Open-Skies-Konferenz in Ottawa angefertigt wurden, sagte Baker zu Gorbatschow: «Wenn die Bundesrepublik Deutschland in der Nato bleibt, sollten wir darauf achten, dass sie ihren Zuständigkeitsbereich nicht nach Osten ausdehnt.» (Dokument 10)

Bakers Zusicherungen gegenüber Gorbatschow und Schewardnadse wurden vom US-Aussenministerium bestätigt und geteilt. Es informierte am 13. Februar 1990 die US-Botschaften darüber, dass «der Minister deutlich gemacht hat, dass [...] wir ein vereinigt Deutschland innerhalb der Nato unterstützen, dass wir aber bereit sind, dafür zu sorgen, dass die militärische Präsenz der Nato nicht weiter nach Osten ausgedehnt wird».

Baker war nicht der einzige Beamte, der Russland diese Versprechen machte. Wie wir gesehen haben, kamen die Zusicherungen von höchster Nato-Ebene und von Robert Gates, der sich im Gegensatz zu Baker und der Nato nie über seine Versprechen hinweggesetzt hat. Im Juli 2000 kritisierte Gates «das Vorantreiben der Nato-Osterweiterung [in den 1990er Jahren], als Gorbatschow und andere in dem Glauben gelassen wurden, dass dies nicht geschehen würde».

Und die gleichen Versprechen wurden von den Führern mehrerer anderer Nationen gemacht. Am 15. Juli 1996 erklärte der damalige russische Aussenminister Jewgeni Primakow, der «das Material in unseren Archiven aus den Jahren 1990 und 1991 gesichtet» hatte, laut Sarotte, dass «es klar war [...], dass Baker, Kohl und die britischen und französischen Staatsoberhäupter John Major und François Mitterrand

Gorbatschow gesagt hatten, dass kein einziges Land, das den Warschauer Pakt verlässt, der Nato beitreten würde – dass die Nato sich nicht einen Zentimeter an Russland annähern würde».

Wichtig ist, dass diese Versprechen auch von deutschen Beamten gegeben wurden. Der deutsche Bundeskanzler Helmut Kohl traf am 10. Februar 1990, einen Tag nach Baker, mit Gorbatschow zusammen. Er versicherte Gorbatschow, dass «die Nato ihr Territorium natürlich nicht auf das derzeitige Gebiet der DDR ausdehnen könne». Noch deutlicher sagte er zu Gorbatschow: «Wir glauben, dass die Nato ihren Geltungsbereich nicht erweitern sollte.» (Dokument 9)

Zur gleichen Zeit erklärte der westdeutsche Aussenminister Hans-Dietrich Genscher gegenüber Schewardnadse: «Für uns ist klar: Die Nato wird sich nicht nach Osten ausdehnen.»

Zusage für ganz Osteuropa

Genscher war einer der deutlichsten und produktivsten Verfechter dieses Versprechens. In einer wichtigen Rede in Tutzing am 31. Januar 1990 erklärte Genscher, dass «was auch immer mit dem Warschauer Pakt geschieht, eine Ausdehnung des Nato-Gebiets nach Osten, das heisst näher an die Grenzen der Sowjetunion, nicht stattfinden wird».

Um noch einmal deutlich zu machen, dass die Zusage für Osteuropa und nicht nur für Ostdeutschland gilt, sagte Genscher zu den britischen und italienischen Staats- und Regierungschefs: «Es ist für uns besonders wichtig, deutlich zu machen, dass die Nato nicht beabsichtigt, ihr Gebiet nach Osten auszudehnen. Eine solche Erklärung darf sich nicht nur auf die DDR beziehen, sondern muss allgemeiner Natur sein.» Genscher benutzte dieselbe «Allgemein»-

Formulierung bei einem Treffen am 10. Februar, als er Schewardnadse erklärte: «Für uns ist es ein fester Grundsatz: Die Nato wird nicht nach Osten erweitert [...] Ausserdem gilt das, was die Nichterweiterung der Nato betrifft, im Allgemeinen.»

Auf einer Pressekonferenz mit Baker am 2. Februar hatte Genscher klargestellt, dass er und Baker «in voller Übereinstimmung darüber sind, dass es keine Absicht gibt, den Nato-Verteidigungs- und Sicherheitsraum nach Osten

Das Vertrauen auf mündliche Zusagen in den frühen 1990er Jahren war weder neu noch naiv.

auszuweiten. Das gilt nicht nur für die DDR [...], sondern das gilt für alle anderen östlichen Länder [...] Wir können ganz klar sagen, dass, was auch immer innerhalb des Warschauer Paktes geschieht, auf unserer Seite keine Absicht besteht, unseren Verteidigungsraum – den der Nato – nach Osten auszudehnen.» Dann fügte er, wiederum mit der «Allgemein»-Formulierung, hinzu: «Wir sind übereingekommen, dass es nicht die Absicht gibt, den Nato-Verteidigungsraum nach Osten auszudehnen. Das gilt im Übrigen nicht nur für das Gebiet der DDR [...], sondern ganz allgemein.»

Was an dieser öffentlichen Erklärung so wichtig ist, ist nicht nur ihre Klarheit, dass sie «im Allgemeinen» für Osteuropa und nicht nur speziell für Ostdeutschland gilt, sondern auch, dass, wie Marc Trachtenberg, Professor für Politikwissenschaft an der UCLA, hervorgehoben hat, Genscher deutlich gemacht habe, «dass er sowohl für sich selbst als auch für Baker spricht». Ein Punkt, der «durch die Tat-

sache unterstrichen wird, dass Baker an seiner Seite stand, als er die Worte sprach».

Und wenn Genscher sprach, sprach er nicht nur für die Vereinigten Staaten, sondern auch für Grossbritannien. Bei einem Treffen mit dem britischen Aussenminister Douglas Hurd am 6. Februar 1990 sagte Genscher: «Als er davon sprach, dass er die Nato nicht erweitern wolle, galt das auch für andere Staaten neben der DDR. Die Russen müssen die Zusicherung haben, dass, wenn zum Beispiel die polnische Regierung eines Tages aus dem Warschauer Pakt austritt, sie am nächsten Tag nicht der Nato beitreten wird.» (Dokument 2)

Sarotte berichtet, dass «Hurd sich zustimmend äusserte und sagte, das Thema solle so bald wie möglich innerhalb der Allianz selbst diskutiert werden».

Akt juristischer Spitzfindigkeit

Grossbritannien gab ähnliche Versprechen ab. Am 5. März 1991 hielt der britische Botschafter in Russland, Rodric Braithwaite, in seinem Tagebuch fest, dass der britische Premierminister John Major, als der russische Verteidigungsminister Dmitri Jasow seine «Besorgnis über den Nato-Beitritt der Tschechen, Polen und Ungarn» zum Ausdruck brachte, ihm versicherte, dass nichts dergleichen geschehen werde. (Dokument 28)

Als Jasow Major konkret nach «den Plänen der Nato in der Region» fragte, sagte ihm der britische Premierminister, dass er «weder jetzt noch in der Zukunft» Umstände vorsehe, unter denen osteuropäische Länder Mitglieder der Nato werden könnten. (Dokument 28)

Am 26. März 1991 teilte der britische Aussenminister Douglas Hurd dem sowjetischen Aussenminister Aleksander Bessmertnych mit, dass «es in der Nato keine Pläne gibt, die Länder Ost- und Mitteleuropas in irgendeiner Form in die Nato aufzunehmen». (Dokument 28)

In einem im Juli 2016 erschienenen Artikel schrieb Braithwaite, dass US-Aussenminister James Baker am 9. Februar 1990 erklärt hatte: «Wir sind der Ansicht, dass die Konsultationen und Diskussionen im Rahmen des Zwei-plus-vier-Mechanismus eine Garantie dafür bieten sollten, dass die Wiedervereinigung Deutschlands nicht zu einer Erweiterung der militärischen Organisation der Nato nach Osten führen wird.»

Dieser überwältigende Beweis, dass ein Versprechen gegeben worden war, wurde durch die Behauptung entkräftet, dass es sich nur um ein mündliches und nicht um ein schriftliches Versprechen handelte, und da mündliche Versprechen nicht bindend sind, sei das Versprechen nicht bindend.

Eine Untersuchung des Aussenministeriums von John Herbst und John Kornblum aus dem Jahr 1996 beeinflusste nicht nur die offizielle US-Politik, sondern trug laut Sarotte «auf-



Symbolische Logik: Genscher, Gorbatschow und Kohl (v. l.) im Kaukasus, Juli 1990.

grund des offiziellen Imprimaturs und der weiten Verbreitung [...] auch dazu bei, die amerikanische Haltung zur Kontroverse darüber, was genau gesagt worden war, zu prägen». Herbst und Kornblum kamen zu dem Schluss, dass die gegebenen Zusicherungen keine rechtliche Wirkung hatten. Sie konnten dieses Urteil fällen, indem sie die mündlichen Zusagen von den schriftlichen Dokumenten trennten, die «keinen Hinweis auf Nato-Einsätze jenseits der deutschen Grenzen enthalten».

Die Untersuchung hat nicht bestritten, dass mündliche Zusicherungen gemacht wurden. Und kein russischer Beamter hat jemals behauptet, dass sie in den Dokumenten enthalten gewesen seien; sie haben sogar bedauert, dass sie es nicht waren. Als Putin den Vereinigten Staaten und der Nato in den Tagen vor dem Krieg Sicherheitsvorschläge unterbreitete, einschliesslich der Forderung, dass die Nato nicht in die Ukraine expandieren dürfe, hat er festgelegt, dass es sich diesmal um «rechtsverbindliche Garantien» und nicht um «mündliche Zusicherungen, Worte und Versprechen» handeln müsse.

Die Unterscheidung, auf die sich Herbst und Kornblum berufen, ist ein Akt juristischer Spitzfindigkeit. Kommentatoren entziehen sich oft sehr schnell dem Argument, indem sie einfach zugeben, dass es keine schriftliche Zusage gegeben habe. Es gab keine schriftliche Zusage. Aber das ist nicht so abschliessend, wie der Westen gerne schnell behauptet.

In «Deal or No Deal? The End of the Cold War and the U.S. Offer to Limit NATO Expansion» argumentiert Joshua R. Itzkowitz Shiffrinson, dass mündliche Vereinbarungen rechtlich bindend sein können und dass «Analysten seit langem davon ausgehen, dass Staaten keine formellen Vereinbarungen benötigen, auf die sie ihre Zukunftserwartungen stützen können».

Übliche Wege zur Koexistenz

In seinem Aufsatz «The United States and the NATO Non-extension Assurances of 1990: New Light on an Old Problem?» fügt Trachtenberg hinzu, dass «Rechtswissenschaftler in der Regel nicht die Ansicht vertreten, dass nur schriftliche, unterzeichnete Vereinbarungen völkerrechtlich verbindlich sind. Charles Lipson [Professor für Politikwissenschaft an der Universität von Chicago] wies 1991 darauf hin, dass «praktisch alle internationalen Verpflichtungen, ob mündlich oder schriftlich», in der völkerrechtlichen Literatur als «verbindliche internationale Verpflichtungen» behandelt werden.» Und in der Tat haben Rechtswissenschaftler oft argumentiert, dass einseitige Erklärungen, die auf der Ebene der Aussenminister abgegeben werden, rechtlich bindend sein können.

Trachtenberg zitiert Entscheidungen des Internationalen Gerichtshofs, die bestätigen, dass mündliche Vereinbarungen nach internationalem Recht verbindlich sein können.



Es könnte ein Geschäft gewesen sein:
Major (l.) und Mitterrand, 1992.

Mündliche Vereinbarungen sind die Grundlage der Diplomatie. Shiffrinson argumentiert, dass informelle Absprachen für Politik und Diplomatie wichtig sind. Trachtenberg stimmt dem zu und sagt, dass hohe Beamte «sich nicht einfach von ihren mündlichen Zusicherungen verabschieden können, indem sie behaupten, sie seien nicht rechtsverbindlich, weil keine Vereinbarung unterzeichnet worden sei. Denn andernfalls könnte der rein mündliche Austausch nicht annähernd die Rolle spielen, die er im internationalen politischen Leben spielt.»

Shiffrinson vertritt die Ansicht, dass mündliche Absprachen in der Diplomatie zwischen den Vereinigten Staaten und Russland während des Kalten Krieges historisch gesehen besonders wichtig waren. Als Beispiele nennt er die Beilegung der Kubakrise durch informelle mündliche Vereinbarungen und die «Ordnung des Kalten Krieges, [die] aus stillschweigenden Initiativen der USA und der Sowjetunion in den 1950er und 1960er Jahren hervorging, die beiden Seiten halfen, Wege zur Koexistenz zu finden».

Trachtenberg weist darauf hin, dass die wichtige Zusicherung des westlichen Zugangs zu Berlin durch die Sowjetzone nie mehr als eine mündliche Vereinbarung war. Mündliche Vereinbarungen zwischen den USA und Russland «gab es während des Kalten Krieges im Überfluss», sagt Shiffrinson. Das Vertrauen auf mündliche Zusagen in den frühen 1990er Jahren war weder neu noch naiv.

Es ist sogar möglich, dass das, was Russland 1990 und 1991 angeboten worden war, mehr als ein Versprechen war. Es könnte ein Geschäft gewesen sein.

Shiffrinson, der der Meinung zu sein scheint,

dass die Zusicherungen die Schwelle zu einem Geschäft erreicht haben, behauptet, dass mündliche Vereinbarungen «eine verbindliche Vereinbarung darstellen können, wenn eine Partei etwas Wertvolles als Gegenleistung für die von der anderen Partei versprochene Gegenleistung abgibt».

Trachtenberg, der der Meinung ist, dass die Zusicherungen die Schwelle zu einer Vereinbarung nicht ganz erreicht haben, erklärt in ähnlicher Weise, dass «Zusicherungen, die im Rahmen einer Vereinbarung – auch einer stillschweigenden – gegeben werden, verbindlicher sind als solche, die einseitig abgegeben werden».

«Eiserne» Garantie für Gorbatschow

Deals haben die Struktur dessen, was die symbolische Logik Modus Ponens nennt. Wenn eine bedingte Aussage («Wenn P, dann Q») akzeptiert wird und P tatsächlich zutrifft, dann muss auch Q zutreffen. Jedes Argument, das die Form des Modus Ponens annimmt, ist demnach ein gültiges Argument. Im Falle der westlichen Zusicherungen lautete P: «Sie lassen zu, dass ein vereinigtes Deutschland in der Nato bleibt», und Q: «Die Nato wird sich nicht nach Osten ausdehnen».

Man könnte argumentieren, dass die Schwelle zu einer Einigung erreicht wurde und dass Gorbatschow einem vereinigten Deutschland den Verbleib in der Nato unter der Bedingung gestattete, dass der Westen sein Versprechen einlösen werde, die Nato nicht nach Osten zu erweitern. Nochmals logisch gesprochen: Wenn wir es zulassen, dass ein vereinigtes Deutschland in der Nato bleibt, dann werdet ihr die Nato nicht nach Osten erweitern; wir haben es zugelassen, dass ein vereinigtes Deutschland in der Nato bleibt; deshalb werdet ihr die Nato nicht nach Osten erweitern.

Gorbatschow hat Bakers Versprechen sicherlich so verstanden, denn er sagt, er habe der Aufnahme eines vereinigten Deutschlands in die Nato nur zugestimmt, wenn er im Gegenzug die «eiserne» Garantie erhalte, dass die Nato nicht weiter nach Osten expandieren werde. Erst nach diesen Gesprächen mit Baker stimmte Gorbatschow der deutschen Wiedervereinigung und dem Beitritt zur Nato zu. Das Versprechen, die Nato keinen Zentimeter («not one inch») nach



Osten zu erweitern, war die Bedingung dafür, dass Gorbatschow einem vereinigten Deutschland in der Nato zustimmte. In seinen Memoiren bezeichnete Gorbatschow sein Gespräch mit Baker am 9. Februar 1990 als den Moment, der «den Weg für einen Kompromiss frei machte». Gorbatschow verstand das Versprechen so, dass die Schwelle zu einer Einigung erreicht war.

Beitrag zum Verständnis

Und so formulierte Baker es ihm gegenüber in der berühmten Frage vom 9. Februar 1990, in der er vorschlug, ein vereinigtes Deutschland zu schaffen, «das seine Verbindungen zur Nato beibehält, aber mit der Garantie, dass sich die Zuständigkeit oder die Truppen der Nato nicht östlich der derzeitigen Grenze ausbreiten werden».

Dies ist auch die Art und Weise, wie Baker das Versprechen in einer Pressekonferenz am 9. Februar der Öffentlichkeit erklärte. Er sagte Reportern: «Was ich damit sagen will, ist, dass wir unter den gegebenen Umständen die deutsche Mitgliedschaft in der Nato fortsetzen werden [...] Das ist, zumindest in den Augen der Vereinigten Staaten, nicht möglich, ohne dass es irgendeine Art von Sicherheitsgarantien in Bezug auf die Nato-Streitkräfte gibt, die sich nach Osten bewegen [...]»

Wenn es stimmt, dass, wenn eine Partei etwas unter der Bedingung aufgibt, dass die andere Partei im Gegenzug etwas aufgibt, die Schwelle zu einer Abmachung erreicht ist und dass «Zusicherungen, die als Teil einer Abmachung gegeben werden [...], verbindlicher sind als solche, die einseitig abgegeben werden», dann scheint Baker das Versprechen als Abmachung formuliert und Gorbatschow das Versprechen als solche verstanden zu haben. Wenn das der Fall ist, dann war das, was der Westen Russland angeboten hat, wenn auch nur mündlich und nie schriftlich, möglicherweise mehr als ein Versprechen. Es könnte eine verbindliche Abmachung gewesen sein.

Dass der Westen und nicht Russland Geschichtsrevisionismus betreibt, entschuldigt nicht den Einmarsch Russlands in die Ukraine. Aber die Klärung, die die Dokumentation bietet, kann nicht nur helfen, den Beginn des Krieges in der Ukraine zu verstehen, sondern auch einen Teil dessen, was zu einer diplomatischen Lösung zur Beendigung des Krieges in der Ukraine beitragen könnte.

* <https://nsarchive.gwu.edu/briefing-book/russia-programs/2017-12-12/nato-expansion-what-gorbachev-heard-western-leaders-early>

Ted Snider ist Kolumnist für Aussenpolitik bei *Antiwar.com* und The Libertarian Institute. Ausserdem schreibt er häufig für *Responsible Statecraft* und *The American Conservative*.

Dieser Artikel ist zuerst auf *Antiwar.com* erschienen.

Ringiers Kolumnenoligarch

Frank A. Meyer geht in deutschen Medien auf die Schweiz los. Mit den Fakten steht der Wahl-Berliner auf Kriegsfuss.

Christoph Mörgeli

Frank A. Meyer, Ringiers Mann in Berlin, hat für *Focus* online einen Gastbeitrag geschrieben. Darin wirft er seinem Heimatland vor, es bediene sich «wie ein Stammgast» schamlos und gierig vom Menü, das die Nato und die EU bereitstellten.

Nun ist ein Stammgast keine ehrenrührige Erscheinung, sondern ein vielumworbener, in der Regel klaglos zahlender Kunde, der im Gasthaus dank seinen regelmässigen Besuchen überdurchschnittlich viel Geld liegen lässt und entsprechend geschätzt wird.

Gezeter über «Kriminellen im Kreml»

Meyer stellt die von Verteidigungsministerin Viola Amherd (Mitte) geplante Beteiligung der Schweiz am europäischen Raketen-schutzschild «Sky Shield» als Akt des eigen-nützigsten Egoismus dar. Doch ist das Projekt «Sky Shield» vorderhand nicht mehr als eine blosse Absichtserklärung. Das von der Schweiz für zwei Milliarden Franken gekaufte Boden-Luft-Abwehrsystem «Patriot» erscheint da wesentlich wirklichkeitsnaher. Dazu kommen sechs Milliarden, die unser Land für die neuen Kampfjets des Typs F-35A aufwendet.

Im Vergleich zu den Nachbarn Deutschland und Österreich ist die Schweiz damit weder «Trittbrettfahrer» noch «Rosinenpicker» an deren ohnehin mangelnden Verteidigungsanstrengungen. Vielmehr könnte es durchaus sein, dass diese beiden einigermassen entblösten Staaten von der Schweizer Landesverteidigung profitieren wollen. Denn sie haben ihre militärische Abwehr in den letzten Jahren noch mehr vernachlässigt als die Schweiz.

Frank A. Meyer schimpft auch darüber, dass die Schweiz vom gemeinsamen EU-Markt profitiere, aber von der automatischen Rechtsübernahme nichts wissen wolle. Apropos Profiteur: Unser Land weist gegenüber der Bundesrepublik ein Handelsbilanzdefizit von elf Milliarden Franken aus. Und möchte Meyer vielleicht automatisch das chinesische Recht übernehmen, nur weil wir ebenso wie bei der EU dank einem Freihandelsabkommen Zugang zum chinesischen Markt haben?

Sodann zetert Gastautor Meyer über den «Kriminellen im Kreml». Dabei hat er genau wie sein Arbeitgeber Ringier eben noch Altbundeskanzler Gerhard Schröder (SPD) hofiert, der Wladimir Putin als «lupenreinen Demokraten»



Billige Tiraden: Publizist Meyer.

bezeichnete. Jetzt wütet der Kolumnenoligarch Meyer über angebliche «Oligarchengelder» in der Schweiz und «Russlands Alpenvermögen».

Wie eine schnurrende Katze

Dank solch billigen Tiraden klopfen die bundesdeutschen Eliten dem Wahlberliner Meyer auf die Schulter. Die gerngehörten Schmeicheleien an die Adresse des Gastlandes haben ihm schon das Bundesverdienstkreuz verschafft. Wäre er zu Hause geblieben, hätte seine Eitelkeit angesichts des helvetischen Ordensverbots solchen Zucker nicht bekommen. Frank A. Meyer gleicht einer schnurrenden Katze, die vorne leckt und hinten kratzt.

Rasierte Männerbeine

Es lebe die Leidenschaft! Sie holt das Beste aus Menschen heraus.



Ich habe geschrien und für einmal meine noble Zurückhaltung verloren. Es war bei Etappe acht, und der Jubel galt dem grandiosen Wout van Aert. Tja, das sind eben nicht die Velofahrer, die einem tiefenentspannt mit E-Bike und ohne eine Schweissperle auf dem Pass oben entgegenkommen. Das sind jene, die uns mit ihrer Hingabe den Atem rauben. Ich habe die Tour de France geschaut.

Ein Novum, denn ich hielt Radrennsport stets für die populäre unter den unpopulären Sportarten, nun wurde ich über Nacht zum Fan – einer Netflix-Doku sei Dank –, seither fiebere ich mit. Info-Box für Anfänger: Die Tour de France hat jedes Jahr eine neu festgelegte Strecke durch wunderschöne Landschaften, 21 Etappen, meistens zwischen 120 und 200 Kilometer täglich, knapp 3500 insgesamt während dreier Wochen, unter anderem flach, hügelig, Gebirge. Zuschauer warten stundenlang am Streckenrand, um die Fahrer während fünf Sekunden zu Gesicht zu bekommen.

In solchen Momenten rasen dann 352 rasierte Beine vorbei, die sich mehr oder weniger im Gleichschritt in die Pedale werfen. Mit flach gehaltenem Oberkörper und nach unten gesenktem Kopf, weil sie in der Stellung nicht nur in der Lage sind, den Wind zu brechen, sondern, da bin ich mir sicher, auch auf Wasser zu fahren.

Ihre Körper, die ganz offensichtlich nur aus Beinmuskeln und roten Blutkörperchen bestehen, sind verschmolzen mit hautengen Trikots, und dass sie nicht davongebblasen werden, wenn sie in Wind geraten, ist wohl einzig der Tatsache geschuldet, dass sich die Fahrer

an ihren Rädern festhalten. Radrennfahrer sehen aus, wie ich mir humanoide Roboter vorstelle, und ich glaube, sie atmen aus Effizienzgründen nur bei ebener Fahrt, also bei einer Geschwindigkeit von etwa 50 km/h, denn da entspannen sie. Noch mal: Sie entspannen, wäh-

Seit ich die Tour schaue, erscheinen die Laien-Radrennfahrer auf der Strasse in ganz anderem Licht.

rend sie einen Affenzahn draufhaben und seit einer ganzen Weile schon täglich eine Strecke ähnlich Zürich–Lugano radeln, mit gerade mal zwei Ruhetagen. Radrennfahrer haben tatsächlich teilweise einen Ruhepuls von unter vierzig.

Seit ich die Tour schaue, erscheinen die Laien-Radrennfahrer-Grüppchen auf der Strasse in ganz anderem Licht. Auffallend sind ihre in der Sonne blitzenden Räder. Radrennfahrer sind besessen von ihren Fahrrädern. Sie verbringen wahrscheinlich mehr Zeit damit, ihre Velos zu optimieren, als mit ihrer Familie. Dass sie ihre Räder nachts mit ins Bett nehmen und in den Schlaf streicheln, halte ich für kein Gerücht. Die Räder sind fast so teuer wie ein Kleinwagen – und oft besitzen sie so viele Räder wie unsereins T-Shirts.

Dass sie Radrennfahrer sind, dokumentieren auch ihre Socken. Das sind niemals irgendwelche Socken, sondern Markensocken, versehen mit gut sichtbarem Topmarken-Logo, wobei der Abstand zwischen Schuh und Knie von grosser Wichtigkeit ist; sie dürfen nicht zu

weit nach unten reichen, nicht zu weit nach oben, müssen ganz genau in der Mitte des Schienbeins klemmen und sind farblich mit dem restlichen Tenue abgestimmt. Von Insidern habe ich mir sagen lassen, dass das Outfit am Abend zuvor mit den Fahrkollegen abgesprachen wird: «Kurz kurz oder kurz lang?»

Ein weiteres Merkmal ist ihre Schachbrettmuster-Bräune, die sie mit einer verständlichen Portion Stolz tragen, zeigen die Tan-Linien doch am Ende des Sommers, dass sie zu jenen gehören, die den Radsport ernsthaft betreiben. Und dann gibt es noch ihre Obsession mit allem, was leicht ist. Sie schneiden alles nicht absolut Notwendige von ihren Rädern, ihrer Kleidung und ihrem Haar ab, weil sie glauben, dass durch das Weglassen einer Faser die Chance, Lichtgeschwindigkeit zu fahren, steigt. Wenn sie könnten, würden sie zwecks Sicherstellung maximaler Wirkkraft nackt radeln.

Radrennfahrer sind ein eigenes Völkchen. Wie sie sich durch endlose Kilometer und harte Anstrengung quälen, ist bewundernswert – und lässt auch Sportarten wie Fussball anders aussehen, der dagegen wie ein Kaffeekränzchen unter Rentnern wirkt. Sie zeigen, dass es auf dem Velo noch mehr gibt als nur gemütliche Ausflüge oder Bergtouren mit Trethilfe. Am Sonntag endet die Tour de France. Vielleicht gönnt sich der eine oder andere Fahrer dann ja einen Wurstsalat mit Pommes frites statt Proteinriegel, und sei es nur, damit er nicht vergisst, was Menschen manchmal so essen.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara



«Unabhängigkeit unseres Glaubens»: Buda kurz vor der Reformationszeit, 1493 (Auszug aus der «Nürnberger Chronik»).

Dracula wäre Calvinist

Die Schweizer Reformation hat in Osteuropa ganze Landstriche geprägt. Vor allem im heutigen Ungarn ist ihr Erbe allgegenwärtig.

Alexander Grau

Von der Freiheitsbrücke aus, der Szabadság híd, hat man einen wunderbaren Blick auf Budapest und die Donau. Schaut man stadteinwärts, erhebt sich zur Linken der Gellért-Hügel mit seinem Freiheitsdenkmal. Dahinter liegt der Burgberg mit den majestätischen Bauten des königlichen Palastes.

Spaziert man dann auf die Pester Stadtseite, gelangt man zu der grossen Markthalle. Danach kommt man auf einen sehr städtischen Platz mit Metrostation, Tramhaltestelle und allerlei Imbissen, Bistros und Geschäften. Gleich zur Rechten, dort, wo der Platz sich zu öffnen beginnt, steht eine sehr hübsche klassizistische Kirche mit ebensolchem Säulenportal. Sie gehört der reformierten Kirche Ungarns. Der Platz heisst Calvinplatz, Kálvin tér auf Ungarisch. Wenige Meter vor der Kirche befindet sich ein Denkmal des Genfer Reformators, geschaffen von dem ungarischen Bildhauer Barna Búza.

Was viele nicht wissen: In Ungarn ist die reformierte Kirche die zweitgrösste Glaubens-

gemeinschaft. Laut Volkszählung von 2001 bekennen sich knapp 16 Prozent der Ungarn zum Calvinismus, 74 Prozent zur katholischen und etwa 3 Prozent zur evangelisch-lutherischen Kirche. Wie sehr Ungarn von der Reformation geprägt ist, zeigt eine weitere Zahl: Bis in die 1920er Jahre stellten die protestantischen Kirchen ein Viertel der ungarischen Christen. Dabei liegt das Zentrum des ungarischen Protestantismus nicht in der Hauptstadt oder im Westen Ungarns. Der ungarische Calvinismus hat seine Wurzeln im Süden und Osten des Landes, in Transsylvanien und bis in die Puszta hinein. Dracula wäre wahrscheinlich Calvinist gewesen, wenn es ihn gegeben hätte.

Bürger und Viehhirten

Dass die Vorstellung von Ungarn als einem zutiefst durch die Reformation und vor allem durch Calvin geprägten Land für Westeuropäer so befremdend ist, hat vermutlich zwei Gründe. Erstens verbinden wir den Protestantismus in der Regel mit dem Norden und dem Westen

Europas. Hamburger gelten als typische Protestanten oder auch Skandinavier. Schon dass die Hochburgen des französischen Protestantismus im Süden des Landes lagen, wirkt vor diesem Hintergrund verwirrend. Zweitens verbinden wir den Protestantismus meist mit einer bürgerlich-städtischen Lebenswelt. Dass er auch unter Viehhirten in den Weiten der Puszta verbreitet war, passt nicht zu diesem Klischee.

Das geht zurück auf den grossen Soziologen Max Weber, der ganz wesentlich dazu beigetragen hat, insbesondere den Calvinismus mit Industrialisierung und bürgerlicher Arbeitsethik zusammenzudenken. Dass er im weitgehend unindustrialisierten agrarischen Süden Ungarns ebenfalls ein Zentrum hatte, von dem aus er auf ganz andere Weise kulturprägend war, wurde dabei vollkommen ausgeblendet – sei es aus Unwissenheit, aus Desinteresse oder weil es nicht ins Bild passte.

Dabei wurden Calvins Schriften, ebenso wie diejenigen Martin Luthers, nicht nur im Westen Europas übersetzt und studiert. Schon ab



1518 traten dezidiert lutherische Prediger im Karpatenbecken auf. Das hatte Folgen. Ab 1523 verabschiedete der ungarische Reichstag verschiedene Dekrete gegen die Lutheraner, es kam zu Hinrichtungen.

1534 setzte König Ferdinand I. Strafmassnahmen gegen Anhänger Huldrych Zwinglis durch. Gedanken des Zürcher Reformators waren etwa durch den schwäbischen Humanisten Simon Grynaeus nach Ungarn gelangt, der Rektor der Lateinschule in Buda war, ein späterer Freund Melanchthons und ab 1536 Professor der Philosophie und Theologie in Basel.

1541 kam es zu einem für Ungarn und seine konfessionelle Struktur folgenschweren Ereignis: Das Land wurde in drei Bereiche geteilt,

Der ungarische Calvinismus hat seine Wurzeln in Transsylvanien und bis in die Puszta hinein.

in ein westliches Ungarn mit der Hauptstadt Pozsony (Pressburg, heute Bratislava) unter der Regierung Habsburgs, eine osmanische Provinz (Vilayet) in Mittelungarn und das Fürstentum Siebenbürgen (Transsylvanien), das der Hohen Pforte zu Tributzahlungen verpflichtet war, aber eine weitgehende Autonomie bewahren konnte.

Diese Teilung hatte zwei entscheidende Konsequenzen. Zum einen ergab sich für die Protestanten im Süden und Osten eine Art Schutz-

raum, der sie vor der Macht der habsburgischen Gegenreformation schützte. Das Überleben des Protestantismus in Ungarn verdankt sich, man muss es so klar sagen, den Osmanen.

Zum anderen beeinflusste der Sieg der Türken das theologische Denken und religiöse Fühlen der Menschen. Denn natürlich wurden die militärischen Niederlagen der Ungarn auch religiös gedeutet. Apokalyptisches Denken und individuelles Erlösungsbedürfnis bestimmten diese Tradition entsprechend.

Toleranzpatent von 1781

Einen bedeutenden Einfluss auf die reformatorische Lehre nahm nicht nur in dieser Hinsicht der Aargauer Reformator Heinrich Bullinger, der eine umfassende Korrespondenz mit ungarischen Theologen führte, etwa mit dem Siebenbürger Sachsen Martinus Hentius oder dem Pester Joseph Macarius, der Bullinger im Frühjahr 1544 in Zürich besuchte und mit ihm ausführlich über Glaubensfragen diskutierte.

Den grössten Einfluss auf die Reformation in Ungarn nahm Bullinger jedoch 1551 mit seinem Sendschreiben «Epistola ad ecclesias Hungaricas earumque pastores scripta». Johannes Fejérthóy, Sekretär der ungarischen Kanzlei am Wiener Hof, hatte Bullinger gebeten, den ungarischen Glaubensbrüdern eine ermahrende und ermutigende theologische Schrift zu senden.

Doch Bullinger ging in seiner Antwort deutlich über Fejérthóys Anliegen hinaus. Es entstand eine meisterhafte Darstellung reformierter Glaubensüberzeugungen, die für die Reformation in Ungarn grundlegend war und den Weg dafür bereitete, dass auf der Synode von Debrecen 1567, dem Gründungsakt der reformierten Kirche in Ungarn, das Zweite Helvetische Bekenntnis als massgebliches Glaubensbekenntnis angenommen wurde.

Wie in anderen protestantischen Regionen Europas führte die Reformation auch im eher ländlichen Ungarn zu einer Bildungsoffensive. Die Gemeinden und Kirchen gründeten Schulen und unterstützten Mitglieder dabei, ein Studium aufzunehmen. Dabei ging es nicht nur um idealistische Ziele, sondern auch ganz pragmatisch darum, eine gebildete Schicht von Juristen und Gelehrten heranzuziehen, die die reformierten Städte und Gemeinden nach aussen vertreten konnten. Die Folge: Es kam zu einer Verbürgerlichung der wohlhabenderen agrarisch geprägten Bevölkerung.

Die grösste Autonomie sowohl gegenüber den Osmanen als auch gegenüber Habsburg bewahrte sich dabei das Fürstentum Siebenbürgen. Unter den beiden calvinistischen Fürsten Gabriel Bethlen (1580–1629) und Stephan (István) Bocskai (1557–1606) gelang es in wechselvollen Kämpfen, Transsylvanien vor dem Zugriff Wiens zu bewahren. Auf der Wand des Reformationsdenkmals in Genf ist Stephan Bocskai daher mit dem Satz dargestellt: «Die

Unabhängigkeit unseres Glaubens, unsere Gewissensfreiheit und unsere alten Gesetze sind uns mehr wert als Gold.»

Ende des 16. Jahrhunderts war mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung Ungarns und Siebenbürgens calvinistisch, ein Viertel lutherisch. Insgesamt bekannten sich fast 90 Prozent der Bevölkerung zu einer protestantischen Glaubensgemeinschaft. Dies änderte sich mit der Gegenreformation im 17. Jahrhundert. Nach dem Westfälischen Frieden von 1648 hatte Kaiser Ferdinand III. (1608–1657) freie Hand. Protestantische Theologen, Pfarrer und Lehrer wurden verbannt oder zu Zwangsarbeit verurteilt. Die evangelischen Kirchen wurden zwangskatholisiert. Die reformierten, Ende des 16. Jahrhunderts noch in der Mehrheit, verloren an Einfluss.

Dieses Vorgehen löste schliesslich eine Revolte aus. Im Jahre 1681, auf dem Reichstag von Sopron, gestand Kaiser Leopold I. den Protestanten eine gewisse Glaubensfreiheit zu. Doch die Lage blieb angespannt. Erst das Toleranzpatent von 1781 durch Kaiser Joseph II. (1741–1790) setzte der Unterdrückung der Protestanten ein Ende. Zwar blieb der Katholizismus die beherrschende Staatsreligion, aber die protestantischen Gemeinden wurden geduldet. 1891 erhielt die reformierte Kirche in Ungarn eine Kirchenverfassung.

Brüssels katholischer Universalismus

Einen harten Schlag nicht nur für die Calvinisten Ungarns stellte der Vertrag von Trianon 1920 dar. Ungarn verlor dabei zwei Drittel seiner Territorien, Ungarns reformierte Kirche die Hälfte ihrer Mitglieder, insbesondere in dem nun zu Rumänien gehörenden Siebenbürgen.

Diese historischen Widrigkeiten konnten jedoch nicht verhindern, dass Ungarn, seine Kultur und seine Mentalität erheblich vom Calvinismus geprägt wurden. Anders als im Westen Europas und in Nordamerika hat sich hier allerdings kein grossstädtischer Calvinismus ausprägen können, zumal die industriellen Zentren in Siebenbürgen 1920 an Rumänien fielen.

Entsprechend hat sich über die Jahrhunderte ein durch Landwirtschaft und Kleinstädte geprägter Calvinismus ausgebildet, der sich stärker auf das individuelle Frömmigkeitserleben konzentrierte. Im Zentrum stehen dabei eine nach innen gekehrte Spiritualität und das unmittelbare Verhältnis des Einzelnen zu Gott.

Diese spezielle Form des Calvinismus erklärt zum Teil auch den störrischen und mitunter etwas eigenwilligen Freiheitswillen der Ungarn. Weder ist man bereit, dem neuen, sozusagen katholischen Universalismus Brüssels zu huldigen, noch die eigene Autonomie oder kulturelle Identität zu opfern. Hier ähneln sie übrigens den Schweizern, was alles andere als ein Zufall ist.

Madrid ist das Vorbild

Am Sonntag wählt Spanien ein neues Parlament. Eigentlich ist die Sache ganz einfach: Das Land muss werden wie seine Hauptstadt.

Isabel Díaz Ayuso

Madrid
Freiheit ist keine Selbstverständlichkeit, sie muss jeden Tag verteidigt werden. Wie wichtig das ist, zeigt der russische Überfall auf die Ukraine, der zugleich ein Angriff auf Europa und unsere westlichen Werte ist.

Bedroht wird die Freiheit aber nicht allein durch Gewalt und Terror. Ich denke hier an die Bestrebungen einiger Regierungen, die Bürgerrechte einzuschränken und Vorschriften für das gesellschaftliche Leben zu erlassen. In den Vereinigten Staaten beispielsweise wird das durch Cancel-Culture und Populismus erreicht. Kritisch ist auch, wenn eine Minderheit allen anderen einen bestimmten Lebensstil und eine bestimmte Weltanschauung aufzwingen will.

Höchste Lebenserwartung der Welt

Madrid geht in Sachen Verteidigung der Freiheit mit gutem Beispiel voran. In den vergangenen zwanzig Jahren haben die Bürger Rechte erkämpft, die es in anderen Regionen Spaniens nicht gibt. Wir sind eine offene, freie und diverse Gesellschaft; punkto Wohlstand, Schaffung von Arbeitsplätzen und Chancengleichheit stehen wir ganz vorn.

Wir haben für menschenfreundliche Strukturen gesorgt. Die Verwaltung von Madrid hält sich zurück und behandelt die Bürger nicht als Diener. Wir treffen keine willkürlichen oder

Dank seines erfolgreichen liberalen Wirtschaftsmodells ist Madrid populärer denn je.

launischen Entscheidungen. Wir haben eine lebendige Verwaltung, die nichts diktiert. Dank niedriger Steuern können wir hervorragende öffentliche Dienstleistungen bieten. Die Bürger können frei über ihr Leben bestimmen, niemand macht ihnen Vorschriften. Und trotz niedriger Steuern haben wir die beste Gesund-



Wo die Freiheit blüht: Autorin Díaz Ayuso.

heitsversorgung in Europa und die höchste Lebenserwartung der Welt.

Das alles haben Bürger, Unternehmen und die Regionalregierung gemeinsam erreicht. Wir vertrauen auf gesetzgeberische Vernunft. In Madrid haben wir nur wenige Regionalgesetze, aber sie funktionieren, sie verbessern das Leben der Bürger, lösen ihre Probleme und sorgen für Chancengleichheit. Mit unserem Kampf für eine blühende, funktionierende Gesellschaft stehen wir weltweit an vorderster Front. Dank seines erfolgreichen liberalen Wirtschaftsmodells ist Madrid populärer denn je.

Wir sind die einzige Region Spaniens ohne regionale Steuern. Tatsächlich haben wir in den vergangenen neunzehn Jahren die Steuerbelastung kontinuierlich verringert. Zuletzt

haben wir uns für die grösste Senkung der Einkommenssteuer in unserer Geschichte eingesetzt. In der nächsten Legislaturperiode werden wir diese Arbeit fortsetzen, wenn die Madrilenen uns bei den anstehenden Wahlen ihr Vertrauen aussprechen. Mit grosszügigen Steuervergünstigungen wollen wir darüber hinaus ausländische Investoren anlocken.

Harmonie im Schulwesen

Dank niedriger Steuern haben sich die Steuereinnahmen erhöht, die Bürger haben mehr Geld in der Tasche, und die Staatsverschuldung konnte reduziert werden, so dass wir die Chancen künftiger Generationen nicht gefährden. Und wir erleichtern Unternehmensgründungen, indem wir beispielsweise staatliche Genehmigungen durch Selbstverpflichtung ersetzen.

Unser liberales Modell betrifft nicht nur die Wirtschaftspolitik. Im Bildungssektor etwa gibt es in Madrid ein Netz von staatlichen bilingualen Schulen, die in harmonischer Koexistenz mit Privatschulen florieren. In Bildungseinrichtungen, Gesundheitszentren und Arbeitsämtern setzen wir ganz entschieden auf Freiwilligkeit.

In Madrid wird Eltern nicht vorgeschrieben, auf welche Schule ihre Kinder zu gehen haben oder welches Krankenhaus sie aufsuchen müssen. Sie können zwischen staatlichen und privaten Einrichtungen wählen. Das ist Freiheit: Der Einzelne soll selbst entscheiden. Und das ist die Aufgabe einer liberalen Verwaltung: den Bürgern die Möglichkeit zu geben, ihr Leben selbst zu gestalten, und zugleich dafür zu sorgen, dass niemand zurückbleibt.

Isabel Díaz Ayuso, 44, ist seit 2019 Präsidentin der Regionalregierung der Autonomen Gemeinschaft Madrid. Im Mai hat sie zum dritten Mal in Folge die Wahlen in der Hauptstadtregion gewonnen. Sie ist Mitglied des konservativen Partido Popular. Dieser Text ist zuerst im Daily Telegraph erschienen. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Wo die kleinen Paschas regieren

Besuch im Schwimmbad? Für Frauen in Deutschland eine Mutprobe.



Das letzte Mal im Schwimmbad war ich vor zwei Jahren. Allerdings muss ich zugeben, dass es sich dabei um ein Schwimmbad am Rand der Stadt handelte. Nicht gerade günstig und ohne Auto kaum zu erreichen. Ein nicht unerhebliches Kriterium, wenn man sich in diesen Zeiten als Frau überlegt, in ein deutsches Schwimmbad zu gehen.

Seit Wochen redet ganz Deutschland über die zunehmende Gewalt in Schwimmbädern. Tumultartige Szenen, Auseinandersetzungen mit Bademeistern und wilde Schlägereien stehen in immer mehr Regionen an der Tagesordnung. Die Täter: meist junge Männer mit Migrationshintergrund. In Berlin wurden inzwischen sogar Ausweiskontrollen am Eingang eingeführt. Ein Treppenwitz, wenn man bedenkt, wie die Kontrollen an der deutschen Grenze ablaufen.

Worüber wir zudem gar nicht mehr reden, sind sexuelle Übergriffe auf Frauen. «Wovon es keine spektakulären Videos gibt, das ist auch nicht passiert» lautet hier das Motto. Dabei sind wir Frauen in der Regel doppelt betroffen. Einmal durch die gewaltsamen Auseinandersetzungen am Beckenrand, bei denen man schnell zwischen die Fronten geraten kann, und einmal durch sexuelle Belästigungen, die jedoch kaum thematisiert werden.

Das Problem ist auch, dass vieles nicht zur Anzeige gebracht wird. Ein Pograpsher unter Wasser ist schnell passiert, und nicht alles, was unangenehm ist, wie aufdringliches Anbaggern, ist auch gleich strafbar. Trotzdem hält es Frauen, wenn sich diese Vorfälle häufen, davon ab, Orte wie das Schwimmbad weiterhin aufzusuchen.

Was dann passiert, ist so etwas wie ein stiller Rückzug. Zum einen, weil das Thema öffentlich nicht aufgegriffen wird, und zum anderen, weil die Frauen auch oft nicht darüber sprechen und Einschränkungen ihrer persönlichen Freiheit häufig stillschweigend über sich ergehen lassen.

Das Problem liegt hier oft in der Gewöhnung. Wir wachsen bereits mit der Selbstverständlichkeit auf, gewisse Orte wie dunkle Bahnunterführungen oder Parks bei Nacht zu meiden. Wir gehen ohnehin zumeist nicht im Dunkeln al-

Hier wird der Clash der Kulturen sichtbar. Wie bittere Satire erscheinen da Vorstösse zum Oben-ohne-Baden.

leine spazieren oder würden nicht auf die Idee kommen, uns nach dem Klubbesuch alleine in die S-Bahn zu setzen. Vielen Frauen fällt deshalb zunächst gar nicht auf, wenn ihrer Streichliste weitere Orte hinzugefügt werden. Dazu kommt die Angst, die Einschränkung der eigenen persönlichen Freiheit zu thematisieren, wenn sie auf junge Männer mit Migrationshintergrund zurückzuführen ist. Zu gross ist bei vielen immer noch die Angst, in die rechte Ecke gestellt zu werden.

In den letzten Jahren habe ich deshalb viele Nachrichten von Frauen bekommen, die mir ihren persönlichen Rückzug aus dem Schwimmbad schilderten, aber nichts öffentlich dazu sagen wollten. Die Berichte der Frauen sind zum Teil von schockierenden Erfahrungen geprägt. Was sie nahezu alle eint, ist

die Unnachgiebigkeit, mit der vor allem junge Männer mit Migrationshintergrund ihr Ziel verfolgen würden.

Mobile Polizeiwachen oder Security im Schwimmbad sind da nur ein geringer Trost. Eine Tat lässt sich schliesslich nicht rückgängig machen, also sorgen die meisten Frauen lieber dafür, dass es gar nicht erst so weit kommt, indem sie nicht mehr ins Schwimmbad gehen.

Auch hier wird der Clash der Kulturen sichtbar. Während viele muslimische Frauen gar nicht oder nur mit langer Kleidung ins Schwimmbad gehen, werden Frauen im Bikini oft zum Freiwild erklärt. Abschätzige Blicke der muslimischen Frauen inklusive. Vorstösse zum Oben-ohne-Baden erscheinen da wie bittere Satire.

In Schwimmbädern wie dem Berliner Columbiabad bestimmt nicht der Senat die Kleiderordnung, sondern kleine Paschas, die Frauen zu verstehen geben, dass sie nur dann Ehre besitzen, wenn sie sich «züchtig» kleiden. Und das nicht erst seit 2015, sondern schon seit Ende der 1990er Jahre.

Wer die Schuld für die aktuellen Zustände in Schwimmbädern, wie etwa das Magazin *Die Zeit*, in zu hohen Pommes-Preisen oder dem Klimawandel sucht, verkennt die kulturelle Dimension dieser Phänomene und setzt den Fokus weiterhin auf Symptombekämpfung statt Ursachenbenennung.

Fest steht: Die Freiheit an den Grenzen für Asylbewerber aus aller Herren Ländern führt am Ende vor allem zur Unfreiheit von Frauen im eigenen Land. Wie lange diese das noch hinnehmen, bleibt offen.

König des Lachens

Mein Freund Otto Waalkes feiert seinen 75. Geburtstag.
Was ist sein Glücksgeheimnis?

Norbert Körzdörfer

Wer über Otto lacht, bleibt jung – auch wenn man alt wird. Denn Ottos Leben ist eine Philosophie des ewigen Lächelns über das Leben.

Loriot würde sagen: «Ein Leben ohne Otto ist möglich, aber sinnlos.»

Man muss sich Otto Waalkes als glücklichen Menschen vorstellen – als einen sehr glücklichen. Wenn er morgens um sechs Uhr im Hamburger Villenvorort Blankenese in seinem weissen Traumhaus erwacht, brüht er sich einen Friesentee mit Kandis, einem Tropfen Sahne und blickt auf die Elbe hinaus, die hier fast einen Kilometer breit ist. Dann steigt er lächelnd hundert Stufen hinunter zum Fluss und wieder hundert Stufen schnaufend hoch: «Fast wie Rocky! So begrüße ich jeden neuen Tag wie einen neuen Freund.»

Wenn Otto Stadtlust hat, dann steigt er auf sein E-Bike und radelt in die Hamburger City, vierzehn Kilometer immer die Elbchausee entlang, der Strasse der erfolgreichen Hanseaten.

«Wunschlos und trotzdem glücklich»

Wenn Otto übermütig wird, dann chartert er ein kleines Privatflugzeug und fliegt an die Nordsee. Am Steuer: sein einziger Sohn Benjamin, 35, der Berufspilot ist. Otto ist dann väterlicher Co-Pilot. Er hatte ja siebzehn Jahre lang ein Flug- und Helikopter-Brevet.

Vater und Sohn landen dann auf der Trauminsel Sylt und fahren mit dem Taxi zur Strand-oase «Sansibar», einer Art Skihütte am Atlan-

Gegen sein schütteres Haar hat Otto ein Mittel: «Rotwein. Danach ist es dir egal!»

tik. Wenn Otto den Kopf aus dem Auto streckt, geht die Sonne des Lächelns auf. Die gemütlichen Gäste erwachen plötzlich zum Schmunzeln des Daseins.

Es ist, als würden unzählige strahlende Glühbirnengesichter angeknipst durch einen einzigen lächelnden Menschen. Das ist der Otto-Effekt! Otto macht glücklich, und das macht er

seit sechzig Jahren. Er ist der deutsche König des Lachens.

Als Otto von Bundespräsident Walter Steinmeier für sein «Lebenswerk» das Bundesverdienstkreuz bekam, fiel dieses Otto zu Boden – ein Sketch des Schicksals: «Ich war halt zu nervös.»

Den Deutschen lockerer gemacht

Sein Reich ist unser Zwerchfell. «Kleinhirn an alle!» Über Otto lachen wir seit drei Generationen, von der ersten Schallplatte über TV-Serien bis zu seinen Filmhits («7 Zwerge – Männer allein im Wald» und heute auf Tiktok). Seit sechs Wochen erobert eine Rap-Dance-Version seines «Friesenjung» («30 Jahre jung») Platz eins der Single-Hits. Otto ohne Ende. Otto unendlich.

Ein Kritiker der *Süddeutschen Zeitung* umarmt seinen Erfolg würdigend so: «Auf seine Weise hat Otto Deutschland ein bisschen lockerer gemacht, vor allem den deutschen Mann. Er hat uns Bürohengsten, Karrieresüchtlern, Kegelbrüdern, Rolling-Stones-Dauerkarten-Lutschern, Lackschuh-Karnevalisten, Bio-Obst-Aktivistinnen und FC-Bayern-Fans die Chance eröffnet, zu verstehen, dass Albernheit nicht nur kindisch, sondern auch kindlich ist und ein beachtlicher Funken Lebensqualität darin steckt, sich selbst nicht immer ernst nehmen zu müssen. Dass selbst Unsinn zu reden und zu machen vielleicht mindestens so befreiend sein kann, wie darüber zu lachen, wenn andere das tun.» *Touché.*

Das ZDF würdigte seine Lebensleistung so: «Otto? Geboren, um zu blödeln! Viele Otto-Sketches, -Lieder, -Reime und -Geräusche gehören längst zum kollektiven Gedächtnis und sind Kulturgut geworden.»

Kurzformel: «Wir sind Otto.»

Aber wer ist Otto? Wo ist er? Wie alt ist er? Was gibt es da zu feiern?

Otto ist in Norwegen, im Friesennerz. Denn der Himmel schmunzelt, und es regnet klatschend. Er wollte nur mal weg: Abenteuer, Neugier, bloss nicht erwachsen werden.

Es war eine Überraschung. Seine schöne Managerin Linh Lu sagte: «Nimm dir einfach



Bloss nicht erwachsen werden:

zehn Tage frei. Wir fahren zum Flughafen – und weg sind wir! Da, wo du noch nie warst!»

Otto, der deutsche Peter Pan, feiert nicht gern Geburtstag. Er flieht lieber wie eine Lachmöwe. Alter ist für andere. Aber es glaubt's ja eh keiner: Otto wird 75 – echt jetzt? So *old* wie König Charles III. und Cat «Yusuf» Stevens?

Otto ist zeitlos. Er hat kein graues Haar. Sein Lachen hat kein Alter und auch keinen Bart.

Otto ist ein Phänomen der Harmonie. Alle lieben ihn. Wer ihn sieht, muss lächeln – über ihn, über sich selbst, über uns alle!

Otto ist das ewige Kind in uns. Und jeder von uns hat auch einen inneren kleinen Otto, der glücklich sein will. Wer ihn trifft, staunt und staunt auch nicht. Denn: Otto = Otto! Otto ist im Leben wie im Film und Fernsehen, nur echter. Er ist schlaksig, er lächelt wie ein Lausbub, er spricht schnell, und er denkt quecksilbrig.

Er trägt hängende Hemden, weite Hosen und sieht aus wie ewige fünfzig plus. Er geht sanft, aber auch zackig. Er wirkt verträumt. Mit Ottifanten-Kappe hat er Haare. Ohne Käppi ist



Waalkes bei der RTL-Gala «Happy Otto!» anlässlich seines 60. Geburtstags.

er schüttert: «Dagegen habe ich ein Mittel: Rotwein. Danach ist es dir egal!»

Was wünscht er sich zum 75. Geburtstag?

Ottos Augen gucken himmelblau: «Nichts! Ich habe doch alles. Wer so gesund ist, kann nur glücklich sein. Ich war noch nie richtig krank im Leben. Ist das nicht toll? Ich bin wunschlos und trotzdem glücklich.»

Jeden Tag malt er ein Bild

Der liebe Gott hat Otto irgendwie irgendwann geküsst. Sein Arzt testete mit Ultraschall Ottos Halsschlagadern. *Happy* Diagnose: «Sie haben Adern wie ein Baby!»

Otto lebt Disziplin. Er trinkt nie Bier, nur etwas Wein für die Haare. Er isst kein Fett – ausser Bratwürste. Er liebt Fisch und Salat. Nie Weissbrot. Und: Er isst den Teller nie ganz leer – immer bleibt ein bisschen Lebenshunger übrig. Er lebt rastlos und lastlos.

Sein Fitnessgeheimnis? «Ich spiele fast jeden Tag eine Stunde Tennis – richtig schwitzend.» Sein Leben ist ein Märchen. Otto Waalkes

wurde am 22. Juli 1948 in Emden geboren – im New York Ostfrieslands, drei Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg. Der Opa war Seemann, der Papa Malermeister. Und die Mama war sein Schutzensel.

Otto war schon in der Schule der Clown. Er blödelte eigentlich schon seit 72 Jahren: «Ich war drei Jahre alt, als mich mein Vater auf den Tresen der Kneipe gesetzt hat. Er hielt mir die *Bild*-Schlagzeile hoch, und ich entzifferte die Buchstaben. Jeder Treffer war ein Groschen!» (Damals kostete *Bild* noch zehn Pfennig.) Der Rest ist Otto-Historie.

Der erfolgreichste Kinohit Deutschlands ist bis heute «*Otto – Der Film*» (1985) mit sensationellen 14,5 Millionen Kinofans (8,8 Millionen in der BRD, 5,7 Millionen in der DDR). Seitdem ging es fast immer nur aufwärts.

Otto ist trotzdem demütig und bescheiden und dankbar geblieben: «Ich mache ja nur, was mir Spass macht. Was andere Arbeit nennen, ist für mich Vergnügen. Eigentlich habe ich immer nur gelebt und gelacht und geblödel.»

Das stimmt natürlich nicht ganz. Denn Otto war immer ein tolles Team.

Otto ist hochintelligent und kann seine wichtigsten hundert Telefonnummern auswendig. Er übt jeden Tag auf einer seiner dreizehn Gitarren oder seinem Steinway-Flügel. Auch hier ist er ein Perfektionist.

Wenn er nichts tut, dann malt er: «Ein Tag ohne Gemälde ist ein verlorener Tag!» Er hat Kunst studiert, und sein Pinsel ist sein neuer

Otto ist hochintelligent und kann seine wichtigsten hundert Telefonnummern auswendig.

Zauberstab: «Du kannst etwas erschaffen, eine ganze Welt an einem Tag. Es ist vielleicht das Einzige, was ich ganz allein machen kann. Beim Malen kann ich mein eigener Herr sein.» Er ist «Picassotto», und er liebt alte Bücher über Malerei.

«Mein Leben ist mein Hobby»

Jeden Morgen steigt Otto in seinen weissen Malturm mit duftendem Tee und malt (www.ottokunst.de).

Otto liebt die Sonne. Wenn es Herbst wird in Deutschland, flieht er in seine weisse Villa nach Florida: «Ich überwintere in der Wärme, und zu Weihnachten träume ich von dem Schnee meiner Kindheit.» Und da malt er weiter: «Ich bin beinahe fleissig.»

Otto wird wohl immer jünger, je älter er wird. Eines seiner heimlichen Idole ist Homer Simpson: «Von ihm habe ich gelernt, bloss nicht erwachsen zu werden! Merke: Ein reiner Komiker altert nicht – er ist unsterblich. Das hoffe ich jedenfalls im Stillen. Ich bin immer noch in den Flegeljahren und fühle mich genauso wie damals. Ich sehe sogar das immergleiche Gesicht im Spiegel. Ich geniesse diese Einbildung im Hier und Jetzt.»

Sein Glücksgeheimnis? «Ich bin harmonie-süchtig. Mein Leben ist mein Hobby. Ich bin glücklich, wenn andere lachen. Ich durfte ja immer tun, was mir Spass macht, ich wurde nie fremdbestimmt. Meine Eltern waren mein Vorbild. Sie waren 65 Jahre verheiratet. Wenn sie einschliefen, hielten sie immer Händchen.»

Otto liebt seine Menschen – seinen Sohn Benjamin und seine beiden Ex-Frauen Manou und Eva. Otto liebt alle Menschen.

Was ist also das Otto-Geheimnis? Sein Freund und Mitautor Bernd Eilert entschlüsselt seine Seele: «Otto ist eines der seltenen Wesen, bei denen Sein und Schein identisch sind – deshalb fällt es ihm so leicht, Otto zu sein. Für sich wie für uns.»

Ottos Vater gab ihm auf dem Sterbebett einen lächelnden Rat: «Mach man immer so weiter, mein Junge!»

Unbeschwerte Zeit

Nr. 28 – «Zum Glück gibt's die Tessiner»
Hubert Mooser über die Superschweizer

Ich geniesse zurzeit die Unbeschwertheit südlich des Gotthards. Mit unverhohlener Freude habe ich auch das Feuerwerk von Locarno zur Veranstaltung «Luci e Ombre» erlebt. Einmal etwas anderes als der bevorstehende Weltuntergang ... *Urs Fries, Seuzach*

Vermeintliche Helden

Nr. 27 – «Durch diese Hohle Gasse»
Editorial von Roger Köppel

Die Schweiz ist ein Hirngespinnst, ein mentales Konstrukt, so wie alle Länder dieser Erde. Immerhin waren die Bürger der Schweiz so klug, Neutralität als eine Säule ihrer Staatsform zu wählen. Ich hoffe, sie wird jetzt nicht fahrlässig über Bord geworfen, weil es gerade Mode ist, den Helden zu spielen und sich einzubilden, man wisse ganz genau, wer die Guten und wer die Bösen sind. *William Möritz, Zürich*

Zu viel Toleranz

Nr. 28 – «Polit-Islam in der Schweizer Armee»
Eilmeldung von Christoph Mörgeli

Das Beispiel Frankreichs lehrt: Das Hauptproblem des Islam ist, dass darin Staat und Religion dasselbe sind. Zu viel Toleranz gegenüber der muslimischen Kultur kann sehr schädlich sein. Der Islam wird in wenigen Jahrzehnten zur Mehrheitsreligion. Fast die Hälfte der Muslime in der Schweiz sind unter 25 Jahre alt. Wenn wir nicht aufpassen – und die gegenwärtige politische Führung passt nicht auf –, werden wir französische Verhältnisse bekommen. Irgendwann

rückt man noch in Adidas-Trainingsanzügen und mit Sporttaschen in die Kaserne ein. *Ari Yarahchi, Winterthur*

Religionsfreiheit ist bei uns ein Menschenrecht. Das bedeutet aber nicht, dass Muslime unsere Rechtsordnung dazu missbrauchen dürfen, um eine islamische Parallelgesellschaft in unserer Armee mit eigenen Vorstellungen von Recht und Ordnung zu errichten, um unsere Toleranz dazu zu missbrauchen, Intoleranz durchzusetzen! *Werner Marti, Chur*

Schuss nach hinten

Nr. 28 – «Stimmgaranten und Auslaufmodelle»
Marcel Odermatt zum Formcheck der Parteien

Die momentan hohen Temperaturen befeuern die Klimapolitik der Linken und Grünen. In höheren Lagen wären die Temperaturen bedeutend kühler, aber dank diesen Parteien dürfen wir die bestehenden Bauten ausserhalb der Bauzonen nicht für Menschen nutzen. Auch die Klimakleber und die Kunstaktionen der Grünen waren ein Schuss nach hinten. Die Linken und Grünen mit ihrer schmalbandigen Sichtweise reiten auf der Klimawelle, und man verschweigt, dass sich das Klima schon früher seit der Eiszeit stetig gewandelt hat. Die extreme Rechte andererseits reitet auf der Einwanderungswelle, trotz Arbeitskräftemangel. Sie schürt den Hass gegenüber Ausländern. Auch während der Corona-Zeit, als der Bund die Bevölkerung schützen wollte, hat die rechte Partei versucht, diese zu spalten, und es sind Aggressionen gegen den Staat entstanden. Bei den nächsten Wahlen im Herbst bekommen Links, Grün und Rechts keine einzige Stimme von mir. *Peter Tarnutzer, Trin*

Schlechte Karten

Nr. 27 – «Vor uns liegt die Dunkelheit»
John J. Mearsheimer über den Krieg in der Ukraine

Fundierter geht es nicht. Nachdem die USA nun auch geächtete Streubomben an die Ukraine liefern, ist ihnen auch ein Atomerschlag zuzutrauen. Solche Gedanken kursieren in Washington bereits. Das wäre für den Westen fatal: In einem Atomkrieg sind nicht das Waffenarsenal und die Reaktionszeiten entscheidend, sondern die Bevölkerungsdichte. Da sich in den USA die Bevölkerung auf viel grössere Ballungszentren konzentriert, hätten sie im Falle eines atomaren Schlagabtausches viel schlechtere Karten als Russland. Für Europa sieht es nicht besser aus. Das sollten wir alle wissen und hoffen, dass es nie so weit kommt! *Hans Georg Braunschweiler, Rüslikon*

Nur Probleme

Nr. 27 – «Migration um jeden Preis»
Kolumne von Thilo Sarrazin»

Die nüchterne Sachlichkeit, mit der Thilo Sarrazin die Fakten der ungehemmten Migration für Deutschland analysiert, sucht ihresgleichen. In der Schweiz sieht es etwa gleich aus. Jährlich kommen Tausende junge, vorwiegend ungebildete und teilweise mit hoher krimineller Energie behaftete Männer an. Begreifen die links-grünen Multikulti-Gutmenschen nicht, dass wir uns nur Probleme ins Land holen, aber keine Fachkräfte? Der Sozialstaat wird ad absurdum geführt. *Urs Maurer, Birr*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Milan Kundera (1929 – 2023) Oscar J. Schwenk (1944–2023)



Es lebe die Literatur: Autor Kundera.

In seinem ersten Leben war er ein kommunistischer Schriftsteller, 1964 bekam Milan Kundera den Staatspreis der Tschechoslowakei. Aus der Partei war er allerdings schon 1950 ausgeschlossen worden – wie der Intellektuelle seines Romans «Der Scherz» (1967), der eine mit «Trotzki» unterschriebene Postkarte verschickt. Die tschechischen Schriftsteller brachen mit dem sozialistischen Realismus, an ihrem Kongress hielt Kundera seine berühmte Rede über «Die Literatur und die kleinen Nationen». Wie Václav Havel und Pavel Kohout war er eine Schlüsselfigur des Prager Frühlings, dessen kulturelle Blüte und Utopie eines «Sozialismus mit menschlichem Antlitz» von den sowjetischen Panzern zerstört wurde.

Ein neues Leben begann im Exil. In Paris wurde er zum französischen Staatsbürger und Schriftsteller. Ein zweites Mal rehabilitierte er den Roman, den die avantgardistischen Theoretiker für tot erklärt hatten. Dem Nouveau Roman, dessen Autoren den Kult des Schreibens pflegten und der Abbildung der Realität misstrauten, hielt er Flaubert entgegen. Als «Schriftsteller, der die Wahrheit der Existenz durchdringen wollte», bezeichnete ihn der Philosoph Alain Finkielkraut. Kunderas berühmtestes Werk bleibt «Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins», in dem er die Zerrissenheit eines Verführers zwischen zwei Frauen auslotet.

Kundera sezierte die menschliche Seele mit den Mitteln der Ironie. Nur das Werk war ihm wichtig, Biografien lehnte er ab. Er vernichtete den lebenslänglichen Briefwechsel mit seiner Frau Vera. In der Klassikerbibliothek «Pléiade» musste auf Anmerkungen und Fussnoten verzichtet werden. Seine frühen Werke schrieb er um und strich sogar Figuren – wie Stalin, der Trotzki von den Fotos wegretuschieren liess. Wohl wegen seiner schwierigen Beziehung zu den früheren Dissidenten blieb ihm der Nobelpreis verwehrt. Als Havel Paris besuchte – nun als Staatschef – wollte er ihn nicht sehen.

Noch mitten im Kalten Krieg hatte Kundera seinen Essay über «Die Tragödie Mitteleuropas» veröffentlicht: Polen, Ungarn und die Tschechoslowakei gehörten kulturell zum Westen und politisch zum Osten. Die Niederschlagung der Aufstände machte ihnen bewusst, dass sie als Nation ausgelöscht werden können. In Paris stellte er fest, dass deren heroischer Kampf für die Kultur im Westen bereits verloren war. Er ging ins innere Exil.

Als Milan Kundera starb, hatte er längst vergessen, dass er ein Schriftsteller war. Seine letzten Worte sollen die eines Kindes gewesen sein. Begraben wurde er in seiner Heimat, wo zu seinem 94. Geburtstag ein ihm gewidmetes Museum eröffnet worden war. Er hatte ihm seine Bibliothek vermacht. Der Dichter ist tot, es lebe die Literatur. *Jürg Altwegg*

Man musste ihn erlebt haben. Diesen bulligen Mann mit Bart und Brille; ein Donnersturm, wenn er wütend war. Aber immer blitzte auch Güte und Humor aus seinen Augen. Oscar J. Schwenk war das Gesicht, die Seele, der Motor der Pilatus Flugzeugwerke. Ohne ihn wäre das Unternehmen ins Ausland verscherbelt worden. Legendär ist seine Rettungsaktion. Schwenk trommelte in der Nacht die wichtigsten Köpfe zusammen, trat am nächsten Tag vor die künftigen Eigentümer und drohte mit dem kollektiven Auszug der Führungskräfte. Die Investoren hätten Produktionshallen ohne Hände und Know-how gekauft – und zogen sich zurück.

Heute sind die Pilatus Flugzeugwerke als kerngesundes Unternehmen zu hundert Prozent in Schweizer Besitz. Allein in Nidwalden werden rund 2000 Mitarbeiter beschäftigt und weit über hundert Lehrlinge in dreizehn verschiedenen Berufen ausgebildet. Man setzt auf die Ausbildung eigener Fachleute. Wenn jemand den Werkplatz Schweiz buchstäblich verkörpert hat, dann war das Oscar J. Schwenk. Er begann als Ingenieur und prägte als Präsident der Geschäftsleitung, dann als Verwaltungsratspräsident während fast dreier Jahrzehnte das Unternehmen.

Nach wendigen Kleinflugzeugen bilden heute Geschäftsreise- und militärische Trainingsflugzeuge die Bestseller. Oscar J. Schwenk hatte die Weichenstellung in die unternehmerische Zukunft massgeblich eingeleitet und umgesetzt. Die Pilatus Flugzeugwerke investierten Hunderte Millionen in den Standort Nidwalden. Die modernen Montagehallen wirken wie überdimensionierte Operationssäle: klinisch sauber, still, die Mitarbeiter bauen hoch konzentriert die Flugzeuge zusammen – wissend, dass jeder Fehler einer zu viel ist. Mit seiner Frau betrieb Oscar J. Schwenk eine Landwirtschaft. Er baute Flugzeuge, abgehoben war er nie. *Peter Keller*



Güte, Humor: Unternehmer Schwenk.

Freiheit des Geldausgebens

Wie der Wirtschaftshistoriker Adam Tooze den Griff in die Staatskasse veredelt.



Der britische Wirtschaftshistoriker Adam Tooze hat dieser Tage mit elegantem Schwung vorgeführt, wie man Vergemeinschaftung und Umverteilung als Gewinn an Freiheit verkaufen kann. In der Talk-Sendung bei Markus Lanz kritisierte er den deutschen Finanzminister Christian Lindner (FDP), weil dieser die Schuldenbremse verfechte. Damit knüpfte Tooze an seinen im Oktober 2021 in der *Zeit* publizierten Appell an, wonach Lindner nicht Finanzminister werden dürfe.

Im TV bekräftigt Tooze jetzt, «Klimakrise, Polykrise, Herausforderungen der Sicherheit in der Welt» riefen nach einem Staat, der mehr Geld ausbebe, mehr investiere. Die deutsche Diskussion über die Schuldenbremse mache ihn perplex. Er als «Liberaler keynesianischen Zuschnitts» empfinde die Schuldenbremse als «Angst vor Freiheit», im Grunde als Angst vor der eigenen Entscheidungsfähigkeit. «Man unterstellt die Unfähigkeit von Demokratien, längerfristig und sinnvoll zu wirtschaften», meint er. So würden Regeln eingerichtet, die wenig Sinn hätten, nicht wirtschaftlich begründet, sondern prinzipiell festgelegt seien.

Internationale Statistiken zeigen, wohin Staaten kommen, wenn sie keine «Angst vor Freiheit» haben: auf rekordhohe Schuldenstände. In den USA macht die Staatsverschuldung jetzt fast 130 Prozent des jährlichen Bruttoinlandprodukts aus, in Japan über 260, in Italien gut 150, in Griechenland über 170 Prozent.

Die Politiker nutzen also ihre Freiheit, zugunsten von sich und ihrer Klientele möglichst viel Geld aus der Staatskasse zu ziehen.

Das summiert sich zur grossen Umverteilung und zur Vergemeinschaftung von Schulden – auf Kosten der Freiheit anderer. Repräsentative Demokratien werden so zu Gefälligkeitsdemokratien, in denen Politiker je ihre Interessengruppen bedienen, ohne beim Griff in die Staatskasse gross gebremst zu werden.

Tooze meint, die Schuldenbremse unterstelle «die Unfähigkeit von Demokratien, längerfristig und sinnvoll zu wirtschaften». Aber die Realität geht doch genau in diese Richtung.

Wozu waren CS-Revisoren da?

Die Credit Suisse ist zugrunde gegangen, weil Kunden und Investoren das Vertrauen in das Unternehmen verloren, ihr Geld zu retten suchten und der Bank Mittel entzogen. Die CS-Führung hat in ihrem Kerngeschäft versagt: im Schaffen und Erhalten von Vertrauen.

Viele aufwendige Kontrollmechanismen funktionierten nicht. In internen Überwachungsgremien wurden Verantwortlichkeiten verwischt, durch Zerstückelung der Kontrollabläufe und kollektives Entscheiden.

Immerhin – wenn diese Checks zu schwach sind, dann gibt es doch noch eine harte äussere Sicherung. Denkt man jedenfalls als Aussenstehender, als Steuerzahler, vielleicht als Aktionär, überhaupt als Bürger. Die externe Revision ist ja gedacht, um mit scharfem, unvoreingenommenem Blick von aussen Zahlen zu prüfen und bei Mängeln Behörden, Kunden, Aktionäre, das Publikum zu warnen. Die Revisionsstelle als Anker des Vertrauens.

Dieser hat im Fall CS nicht gehalten, wurde ausgerissen, der Glaube in die Buchprüfer ist er-

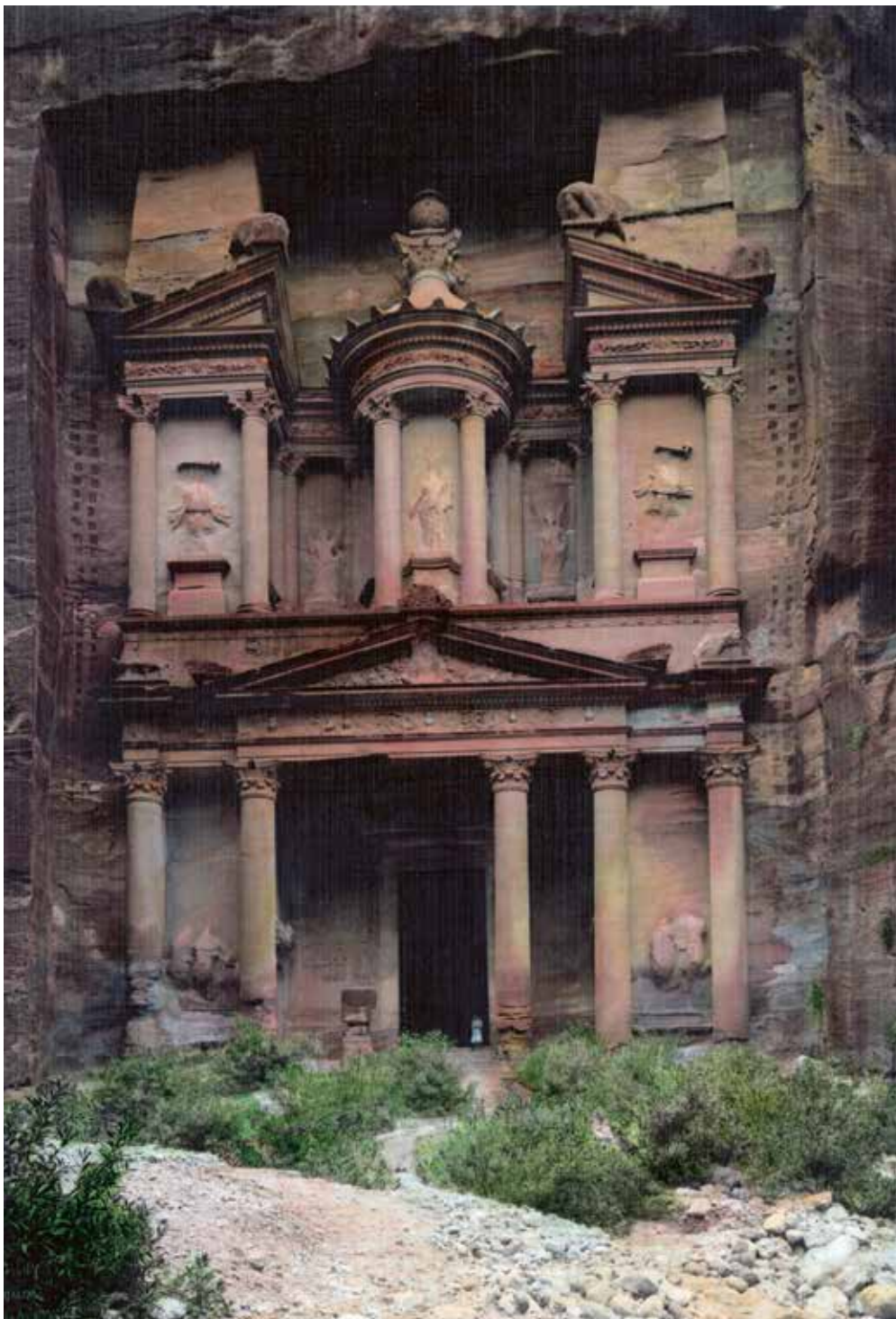
schüttert. Noch kurz vor dem Kollaps der Bank, am 14. März, sandte ja die Revisionsgesellschaft PWC mit ihrer Unterschrift im CS-Geschäftsbericht 2022 eine positive Botschaft zum finanziellen Zustand aus, die an der Wirklichkeit zerschellte. Schon tags darauf mussten die Nationalbank und die Finanzmarktaufsicht für den Bedarfsfall Unterstützung in Aussicht stellen, und Stunden später beantragte die CS bei der SNB fünfzig Milliarden Franken Liquidität.

Im breiten Publikum fragt man sich nun: Wozu hat man denn überhaupt die externen Prüfer? Sind die nicht zu nah an der Konzernführung und dadurch beeinflusst, dass die Firma ihnen das Honorar zahlt? Kritisierte wehren sich, machen etwa geltend, PWC sei erst 2020 CS-Revisionsstelle geworden, und namhafte Missstände stammten aus der vorherigen Amtszeit der Prüffirma KPMG. Aber noch brisanter: Branchenvertreter bringen immer wieder das Argument des *expectation gap* vor: Die Öffentlichkeit erwarte von Revisoren mehr, als diese leisten könnten. Zwischen den Erwartungen des Publikums und der tatsächlichen Prüftätigkeit klaffe eine Lücke. Viele meinten, Prüfer sähen alles und hätten umfassende Urteilsbefugnisse, aber der gesetzliche Auftrag der Revision ist enger gefasst.

Es fällt auf, dass diese Erwartungslücke seit langem als normal gilt, ja oft gar auch als Entschuldigung in Versagensfällen. Quasi als geschäftsübliche Differenz zwischen Schein und Sein. Das Resultat ist, dass Kunden, Aktionäre oder Steuerzahler sich durch die Existenz der Revisionsstelle allzu stark in Sicherheit wähnen und dann von Schäden überrascht werden, die eigentlich erahnbar gewesen wären.

WELTZWUNDER

Tempel von Petra



Unermesslicher Reichtum: Fassade des Mausoleums Khazne al-Firaun in Petra.

Im heutigen Jordanien entdeckt der junge Ludwig Burckhardt eine mehrere tausend Jahre alte Stadt, die seit der Zeit der Kreuzritter kein Europäer je betreten hat.
Seite 54

Weil das Wüstenvolk in Petra den Schatz der Nabatäer vermutete, betrachtete es jeden Fremden als Räuber. Dafür kannten sie nur eine Strafe: den Tod.
Seite 55

Burckhardt ist einer der wenigen Christen, die je Mekka betreten haben, die heilige Stadt der Muslime, die für Andersgläubige bis heute verboten ist.
Seite 57

Scheich Ibrahim aus der Schweiz findet die Perle der Wüste

Johann Ludwig Burckhardt, Spross aus bester Basler Familie, ist vom Orient fasziniert. Er lernt Arabisch, gibt sich als Muslim und strickt eine Legende, um unter Beduinen zu überleben. Dann endlich entdeckt er Petra, eines der sieben neuen Weltwunder.

Pierre Heumann

Heute würde man Johann Ludwig Burckhardt das Etikett «Aussteiger» anhängen. Der Lebenslauf des jungen Mannes, geboren 1784, scheint vorgezeichnet: ein bürgerliches, bequemes Leben als angesehenes und respektiertes Mitglied der Basler Elite. Die Burckhardts sind stolz auf ihr «ck/dt» und gehören zu den vornehmsten Familien Basels und somit zum inneren Zirkel des Basler *Daig*. Ihren Einfluss und ihr Vermögen vergleicht ein Zeitgenosse mit demjenigen der Medici in Florenz.

Doch Johann Ludwig hat anderes im Sinn. Er sucht das Abenteuer, will die Welt erforschen. Seine Neugierde zahlt sich aus: Im heutigen Jordanien entdeckt der junge Burckhardt eine mehrere tausend Jahre alte Stadt, die seit der Zeit der Kreuzritter kein Europäer je betreten hat und die dermassen fantastisch ist, dass sie vor 23 Jahren als eines der sieben Weltwunder deklariert wurde, zudem von der Unesco als Weltkulturerbe bezeichnet wird.

Muttersprache Hindi?

Zunächst schlägt der Basler als Teenager einen Weg ein, den die Familie von ihm erwartet. Er studiert Jura, Philosophie, Geschichte und Sprachen an den Universitäten Göttingen und Leipzig. Dann aber kommt es zum Bruch in der vorgezeichneten Biografie. Er lässt sich in England von der African Association anstellen, deren Ziel es ist, Grossbritannien bei der Ausbeutung afrikanischer Bodenschätze zu unterstützen. Um sich auf seine Karriere als neugieriger Weltenbummler vorzubereiten, studiert er an der Universität Cambridge Arabisch, das er später in Aleppo verbessern will.

Dann geschieht etwas Dramatisches: Der aristokratische Basler nimmt eine neue Identität an. Er nennt sich fortan nicht mehr Johann Ludwig Burckhardt, sondern Scheich Ibrahim ibn Abdallah. Seine Basler Herkunft verleugnet er und gibt sich als muslimi-

scher Kaufmann aus. Um Arabern sein Baseldeutsch gefärbtes, immer noch fehlerhaftes Arabisch zu erklären, behauptet er, ein Kaufmann aus Indien zu sein. Wird er dann aufgefordert, ein paar Worte auf Hindi zu sagen, die er als seine Muttersprache angibt (und nicht beherrscht), greift er aufs breiteste Schweizerdeutsch zurück (das niemand versteht), um jeden Betrugsverdacht zu zerstreuen.

Ab 1809 ist der «ck/dt»-Spross in Aleppo, studiert das klassische Arabisch des Korans und die arabische Umgangssprache, lernt zudem einige Suren auswendig, wie sich das für einen richtigen Muslim gehört. Die Mutation gelingt: «Ihr würdet mich nicht wiedererkennen, wie ich in einem lockeren türkischen Gewand und mit einem respektablem Bart auf dem Boden sitze», schreibt er seinen Eltern über seinen neuen Lebensstil. Dass er sich als Muslim ausgibt, verschweigt er ihnen.

Johann Ludwig löst sich vom Elite-Clan, der seinen Reichtum dem Tuch- und Seidenhandel verdankt. Die Burckhardts sind zudem nach einer wohldurchdachten Heiratspolitik seit dem 17. und im 18. Jahrhundert mit allen

führenden Familien der Stadt verschwägert, mit den Iselins, den Merians, den Sarasins, den Vischers, den Wettsteins oder den Staehelins.

Johann Ludwig alias Scheich Ibrahim bleibt drei Jahre in Aleppo, das er am 18. Juni 1812 verlässt. Sein Ziel ist nach wie vor die Entdeckung der Quellen des Niger, die er im Auftrag der African Association finden soll. Dazu wird er quer durch Afrika reisen müssen, von Aleppo über Kairo bis zum Niger. Seinen Tagebüchern

«Ihr würdet mich nicht erkennen, in lockerem türkischem Gewand und mit respektablem Bart.»

vertraut er viele Erlebnisse an, immer streng darauf achtend, dass ihn niemand erwischt. Er klagt über das schwierige Klima, mühsame Wege und Probleme mit Einheimischen. Gleichzeitig notiert er seine Faszination für das, was er unterwegs sieht und hört.

Auf dem Weg nach Ägypten will er eine verlorene Stadt entdecken: Petra, die Perle der Wüste, die ab 9000 v. Chr. dauerhaft besiedelt war und ab dem 4. Jahrhundert v. Chr. Hauptstadt der Nabatäer war, eines Beduinenvolks, das es mit regionalem Handel zu unermesslichem Reichtum gebracht hatte. Die Nabatäer kontrollierten Transportwege zwischen dem Mittelmeer und dem Süden der Arabischen Halbinsel, verdienten vor allem am Weihrauch- und Myrrhehandel sowie an Wegzöllen, die sie Luxusgüterkarawanen abknöpften. Petra war zudem regionales Zentrum einer blühenden Parfüm- und Keramikindustrie.

«Magier auf der Suche»

Im Laufe ihrer Geschichte wurde die Stadt mehrmals angegriffen, zum Beispiel von den Griechen (312 v. Chr.), die die von Bergen umgebene Stadt aber nicht erobern konnten. Das gelang 400 Jahre später erst den Römern, die



Losselöst vom Elite-Clan: Burckhardt (1784–1817) alias Scheich Ibrahim, Gemälde von ca. 1830.



Auf dem Weg nach Ägypten: Felsgebäude Ad Deir nahe Petra, Jordanien.

das neue Gebiet annectierten. Sie beherrschten Petra während mehr als 250 Jahren – bis ein Erdbeben einen grossen Teil der Stadt zerstörte. Danach war Petra 300 Jahre lang Teil des byzantinischen Imperiums.

Ab dem 8. Jahrhundert war die einst blühende Metropole weitgehend verlassen, sie war sowohl ökonomisch als auch machtpolitisch bedeutungslos.

Ein Beduinenstamm aus der Umgebung konnte sich deshalb der Stadt bemächtigen und liess sich in den Höhlen nieder. Burckhardt wusste: Weil das Wüstenvolk in Petra den Schatz der Nabatäer vermutete, betrachtete es jeden Fremden, der sich ihm näherte, als Räuber, der es auf diese Trophäe abgesehen hatte. Für Eindringlinge kannten sie nur eine Strafe: den Tod.

Burckhardt ist klar: Er muss vorsichtig sein, weil er damit zu rechnen hat, trotz seines

lokalen Outfits und seiner Arabischkenntnisse bei den Einheimischen Misstrauen zu erregen, wenn sie ihm seine angelernte muslimische Identität nicht abnehmen.

Er legt sich deshalb eine Geschichte zu recht, um sein wahres Motiv – die Suche nach dem verlorenen Petra – zu verheimlichen. Er habe geschworen, am Grab Aarons eine Ziege zu opfern, erzählt er den Beduinen, weil er weiss: Das Grab befindet sich etwa vier Kilometer westlich von Petra. Burckhardt heuert einen Beduinen an, der ihn zu Aarons Grab führen soll, und bezahlt ihn mit einem Paar alter Hufeisen. «Er trug die Ziege und gab mir eine Schale Wasser mit, da er wusste, dass es im Wadi unten kein Wasser gab», notiert er in seinem Tagebuch.

Lange hält er sich aber nicht in den Ruinen auf und verzichtet zunächst auf ein detaillier-

tes Protokoll, da er befürchtet, dass sein Vorwand, eine Ziege zu opfern, auffliegen könnte und er als schatzsuchender Ungläubiger verdächtigt und entsprechend behandelt würde. Er beschränkt sich deshalb auf einen knappen

Fluchtartig verlässt Burckhardt Petra, versäumt es aber nicht, vorher eine Ziege zu opfern.

Eintrag: «Ich bedaure, dass ich nicht in der Lage bin, einen vollständigen Bericht darüber zu geben: Aber ich kenne den Charakter der Menschen um mich herum sehr gut.»

Er hat Angst: «Ich war ohne Schutz inmitten einer Wüste, in der noch nie ein Reisender gesehen worden war.» Er müsse den Eindruck vermeiden, dass er ein «Magier auf der Suche



«Sinnliche Befriedigung»: Kaaba im Hof der Heiligen Moschee von Mekka, Gravur aus dem späten 19. Jahrhundert.

GESCHICHTE

Alkohol, Prostitution, Sklaverei: Burckhardts fesselndes Mekka-Tagebuch

Gleich nach seiner Ankunft in Mekka lässt sich Johann Ludwig Burckhardt den Kopf kahlrasieren, wie es sich für einen Pilger geziemt. Dann bleibt er eine Weile im Coiffeursaloon sitzen, weil er noch keine Bleibe hat. Schliesslich kommt er bei einer armen Familie unter, die ihm ein Zimmer abtritt und selber im Vorhof übernachtet. Burckhardt beklagt sich darüber, dass ihm sein Gebieter viel zu viel Geld abgeknöpft habe, denn die Unterkunft sei eher ärmlich. Auch sonst habe ihn sein Wirt übers Ohr gehauen. Er habe ihm zudem Kleidungsstücke gestohlen, was Burckhardt aber erst nach seiner Abreise bemerkt. Zum Abschied habe sein «Hotelier» für ihn ein grosses Gelage mit Freunden organisiert – und ihm am nächsten Tag dafür eine gesalzene Rechnung präsentiert.

Nur dank seiner falschen Identität als gläubiger Muslim kann Burckhardt alias Scheich Ibrahim ibn Abdallah Mekka besuchen, was für alle Andersgläubigen verboten ist. Er ist, wie zuvor schon in Petra, in ständiger Angst, als Spion verdächtigt zu werden.

Auf den ersten Blick wirke alles so, wie es sich für eine Stadt gehöre, die sich als Zentrum des Islam bezeichne. Er habe in Mekka in drei verschiedenen Wohnun-

gen gewohnt – «und nie ist mir eine unverhüllte Frau zu Gesicht gekommen», schreibt Burckhardt. Vor der Grossen Moschee könne man nicht einmal die Augen der Frauen erkennen. Um den strengen Sitten zu genügen, versperre auf den Balkonen eine dünne Brüstungsmauer die Sicht auf die Umgebung. Das solle verhindern, dass ein Mann, der auf der Terrasse stehe, beschuldigt werden könne, die Nachbarinnen zu beobachten, die Mais trocknen oder Wäsche aufhängen.

«Grösste Verderbtheit»

Aber so streng die Sitten auch sein mögen: Mekka wird von Burckhardt als Sündenpfuhl beschrieben. Wohlhabende Männer hielten sich Sklavinnen aus Abessinien (dem heutigen Äthiopien und Eritrea). Zudem gäben sie viel Geld für Prostituierte aus. Das, weiss Burckhardt, sei zwar auch in anderen Städten des Orients der Fall. In Mekka sei die «sinnliche Befriedigung», die von Sexdienerinnen verlangt werde, aber «schlimmer und entwürdigender». Und noch etwas fällt Burckhardt auf: das elegante Auftreten der käuflichen Frauen. Es brauche das geübte Auge des Einheimischen, um an der bestimmten Gangart zu erkennen, dass die Frau nach Kunden Ausschau halte und zum «käuflichen Gewerbe» gehöre.

Burckhardt ärgert sich, dass weder die Unantastbarkeit der heiligen Stadt noch die Verbote des Koran die Bevölkerung davon abhalten, Alkohol zu konsumieren. Betrunkene, notiert er, gehöre sogar in Mekka zu den Bildern des Alltags. Nach dem Ende der Pilgerzeit bringen indische Flotten mit Raki gefüllte Fässer nach Mekka. Angereichert mit Zucker und Zimt, werde er dann unter dem Namen Zimtwasser verkauft. Der Genuss des Getränks sei erlaubt, behaupteten die Mohammedaner dann, es sei ja weder Wein noch Brandy. Burckhardt hat dafür nur Verachtung übrig.

Dass unzüchtiges Verhalten auch im Hof der Grossen Moschee gang und gäbe sei, beschreibt Burckhardt als das grösste Ärgernis. In aller Offenheit und fast täglich sehe er «Akte von grösster Verderbtheit». Die Jungen würden von den Alten dazu ermuntert, und sogar die Eltern seien nachsichtig, weil sie wüssten, dass sie damit zu Geld kommen.

Mekka sei zwar eine reiche Stadt, schreibt Burckhardt. Sie profitiere vom Pilgerstrom. Es sei schwierig, während der Pilgerzeit eine Unterkunft zu finden, wie er selber erfahren habe. Mekka könnte eine der wohlhabendsten Städte des Ostens sein – wäre da nicht das verschwenderische Volk. Burckhardt nennt zwar Ausnahmen: die Reichen, die weniger ausgeben würden, als sie sich leisten könnten, und diejenigen, die noch nicht vermögend seien, aber ein

klares Sparziel hätten, um eines Tages ebenfalls zu den Reichsten zu gehören. Aber die Mehrheit der Bewohner Mekkas gibt für Burckhardts Geschmack das Geld viel zu locker aus, für Kleider zum Beispiel oder für luxuriöse Annehmlichkeiten. Sie würden davon ausgehen, dass im nächsten Jahr erneut Pilger nach Mekka kommen und abermals für einen Boom sorgen werden. Sparen sei für sie deshalb kein Thema.

Sobald die Pilger Mekka verlassen hätten, gehe es so richtig los mit den Festen. Hochzeiten würden in grossem Stil und mit viel Aufwand gefeiert, ebenso Beschneidungszeremonien. Die Kosten seien ruinös. Wenn einer zum Beispiel pro Jahr 300 Dollar für seinen Haushalt zur Verfügung habe, könne es vorkommen, dass er bis zu 50 Prozent für die Feier ausbe.

Vor, während und nach dem Hadsch sei Mekka voll von Schurken und Bettlern sowie armen Pilgern, die auf Almosen hofften. Die Leute von Mekka erachteten es als ihre Pflicht, den Bettlern zu helfen, weil sie sich für privilegiert hielten, in der heiligen Stadt leben zu dürfen. Viele Bettler seien aufsässig und verhielten sich so, als ob sie ein Anrecht darauf hätten, eine Gabe zu erhalten.

Brackwasser zum Aperitif

Anders als im Orient, wo die Gassen oft nur so breit sind, dass zwei beladene Kamele aneinander vorbeigehen können, seien die Strassen in Mekka deutlich grosszügiger angelegt, damit die Pilgermassen genügend Platz hätten. Abgesehen von der zentralen Moschee gebe es in Mekka aber kaum etwas Bemerkenswertes – weder grosse Karawansereien noch Quartiermoscheen oder prächtige Häuser. Den Frommen gehe es vermutlich darum, nichts zu bauen, was für die Moschee eine Konkurrenz sein könnte, vermutet Burckhardt.

In Mekka fühlt er sich selten ganz gesund. Er hat zwei Fieberattacken und wird von heftigem Durchfall befallen. Auch wenn er nicht krank ist, sei er schwach, depressiv und ohne Appetit. Er glaubt, dass er das Wasser nicht ertrage. Für Wüstenreisende möge Brackwasser – Süsswasser mit leichtem Salzgehalt – vielleicht heilsam sein und wie ein sanfter Aperitif wirken. Aber bei langfristigem Konsum bedürfe es einer ausgedehnten Angewöhnungsphase, damit der Magen diesen «Aperitif» vertrage.

Pierre Heumann

John Lewis Burckhardt: *Travels in Arabia. Comprehending an Account of those Territories in Hedjaz which the Mohammedans Regard as Sacred.* London, 1829

nach Schätzen» sei. Dann wäre er im besten Fall angehalten worden, schreibt er etwas später, «und an der Fortsetzung meiner Reise nach Ägypten gehindert worden». (Pflichtbewusst, wie er ist, vergisst er trotz seiner Petra-Begeisterung seinen Auftrag nicht, die Niger-Quellen ausfindig zu machen.) Er befürchtete auch, dass man ihm das wenige Geld, das er besass, gestohlen und «was für mich unendlich wertvoller war, mein Tagebuch weggenommen hätte».

Tod in Kairo

Er hat zwar keinen Beweis, dass er die Ruinen Petras entdeckt hat. Aber seine Manuskripte, die er auf seiner Weiterreise verfasst, zeigen klar, dass er Petra tatsächlich gefunden hat. Er beschreibt zum Beispiel die Schatzkammer, das grosse Grabgewölbe mit der in den Felsen gehauenen Tür, den engen Korridor Sik, der zur Stadt führt, die Leitungen für die Wasserversorgung, die Nischen, «die wahrscheinlich für die Aufnahme von Statuen bestimmt waren». Er geht auch auf eine Spitze der Felsen in der Nähe der Brücke ein, wo man, spekuliert er, vielleicht einige Überreste von Altertümern finden könnte. Aber sein Guide winkt ab: «Er versicherte mir, dass es trotz wiederholter Versuche niemandem gelungen sei, die



Stolz auf ihr «ck/dt»: Johann Ludwig Burckhardt (hinter dem Baum) mit Bruder Georg und Schwester Rosine.

Felsen bis zur Brücke hinaufzuklettern, die daher einstimmig für das Werk der Dschinnen oder der bösen Geister erklärt wurden.»

Fluchtartig verlässt Burckhardt Petra, versäumt es aber nicht, vorher noch die Ziege in Sichtweite von Aarons Grab zu opfern, und reist nach Kairo. Dort sucht er eine Karawane, die ihn quer durch Afrika bringen soll. Um seine Wartezeit sinnvoll zu überbrücken, entschliesst sich der Spross des Basler *Daig*, entlang dem Nil antike Stätten zu besuchen. Dabei macht er eine weitere Entdeckung: Er findet den Tempel von Abu Simbel, der als einer der imposantesten aller Felsentempel gilt.

Anschliessend setzt er auf die andere Seite des Roten Meeres über und pilgert nach Mekka. Er ist wohl einer der wenigen Christen, die je die heilige Stadt der Muslime betreten haben, die für Andersgläubige bis heute verboten ist.

Seinen ursprünglichen Plan aber, die Wüste bis zum Niger zu durchqueren, kann Johann Ludwig Burckhardt nicht mehr realisieren. Er erkrankt an einer Lebensmittelvergiftung und stirbt, knapp 33 Jahre alt, in Kairo, wo er, weit weg von seiner Basler Heimat, nach islamischem Ritus auf dem Friedhof vor dem «Siegestor», dem Bab an-Nasr, beigesetzt wird.



Liegt hier der Schatz der Nabatäer? Petra im Bergland von Edom.



VIP-Spezialreise «Motormanía e dolce vita» Bologna – Terra dei motori

Willkommen in der Emilia-Romagna, der Heimat von so berühmten Sportwagen und Motorrädern wie Lamborghini, Maserati, Ducati, Ferrari und Pagani! Auf dieser exklusiven Leserreise besuchen wir die legendären Fabriken und Manufakturen. Kulinarische Genüsse machen das italienische Lebensgefühl perfekt.

Wir logieren im 4-Sterne-«Starhotel Excel-sior» im Herzen von Bologna. Gleich nach dem Einchecken begrüsst uns Fabio Lamborghini, der Neffe des legendären Firmengründers Ferruccio Lamborghini, bei einem Aperitif mit Antipasti in seiner Stamm-Trattoria. Nach einem Rundgang durchs Werksmuseum öffnen sich für uns die Türen zum Lamborghini-Privatmuseum. Welch toller Anblick sind die dort ausgestellten Modelle!

Im Stadtteil Borgo besuchen wir am zweiten Tag den leidenschaftlichen Motorradhersteller Ducati. Unterhaltsam wird uns die Geschichte des Unternehmens präsentiert. Anschliessend erwartet uns das Maserati-Museum auf dem Landgut der Familie Panini. Emotion pur! Nach einer authentischen Parmigiano-Verkostung widmen wir uns der wohl exklusivsten Autoschmiede der Welt: Pagani. Hier wird Mobilität zur Kunst. Gegen Abend werden wir auf einem Weingut zur Degustation und zum Abendessen erwartet.

Am dritten Tag sehen wir endlich rot – bei Ferrari in Maranello! Hier schlagen die Herzen

aller Motorsportfans höher. Auf einer Werksrundfahrt und im Museum erleben wir die Geschichte hautnah. Für noch mehr Gänsehaut-Feeling gibt es die Möglichkeit zur Probefahrt im Ferrari F430 auf den Strassen rund um Maranello.

Ein Rundgang durch Bolognas historische Altstadt rundet das unvergessliche Erlebnis ab. Beim gemeinsamen Abendessen lassen wir die Eindrücke Revue passieren.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platinclub.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Motormanía e dolce vita»

Reisetermine:

8. bis 11. Juni 2023 und 5. bis 8. Oktober 2023

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Bologna–Zürich
- Luftverkehrssteuer, Flughafen- und Sicherheitsgebühren
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 3 Übernachtungen mit Frühstück
- 1 Abendessen
- 1 Mittagessen
- 1 Abschiedsabendessen
- 1 Aperitif mit Antipasti-Variationen mit Fabio Lamborghini
- 1 Verkostung von typischem Parmigiano auf dem Landgut Panini
- 1 Weinprobe mit anschliessendem Abendessen auf einem Weingut
- Ausflüge und Eintritte gemäss Programm
- Qualifizierte, deutschsprachende Reiseleitung

Preise:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1795.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 2095.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 250.–
Ermässigung bei Eigenanreise: Fr. 250.–
Ferrari-Probefahrt: Fr. 150.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Die Musik von
Matt Bianco ist die
Verkörperung
der guten Laune.
Mark van Huisseling,
Seite 66



Die finale Stufe der Verschmelzung mit der Existenz.

Pierre-Auguste Renoir, Les Grandes Baigneuses, 1884–1887 – Seine Krise war eine monumentale, die Lebensfreude fern. Da war das plötzliche Desinteresse an seiner Malerei, nachdem er zuvor mit seiner Porträtmalerei ganz gut verdient hatte, sich auf Reisen begab und die Wonnen des Seins genoss. Er steckte in einer schöpferischen Sackgasse, einsam, entfremdet, auch sich selbst. Vier Jahre lang malte Renoir (1841–1919) am Bild der Badenden, das ein Fest des unbekümmerten Seins werden sollte, geboren im Dunkel und unter Mühsal ans Licht gebracht. Es brachte ihn zurück in die Sphären des Lebendigen.

Das Gemälde ist eine grossartige Allegorie auf das nackte Dasein, voller Unbeschwertheit,

ein Moment der Losgelöstheit, der absoluten Schönheit, des von der Last des Lebens befreiten Menschseins und einer selbstverständlichen Lust, die Begehren ist, nie aber Gier. Nichts mehr bedrängt die Badenden, keine Kleidung, keine einschnürenden Korsetts, keine Konventionen, es ist der Moment der Ankunft des Menschen bei sich selbst in einer wohlgesinnten Natur.

Das Einssein mit allem, die finale Stufe der Verschmelzung mit der Existenz, ist ein rares Geschenk, von dem niemand weiss, wer derjenige ist, der es einem macht. Dieses Sein, für einen Wimpernschlag vielleicht nur, in dem sich alles verflüssigt, nur um fest zu werden

in einem kleinen Jenseits des Bewussten. Es ist beinahe so, als ob ein sichtbarer mit einem unsichtbaren Gott eins wird und für einen Augenblick den Menschen streift, ehe er wieder zurückkehren muss in jene Gefilde, wo die Gewässer ihn bisweilen mitreissen, ihn nach Luft schnappen lassen, ihn hochspülen und runterziehen.

Dieser Tage, in denen wir losziehen in andere Landschaften und Orte, losgelöst vom Alltag mit seinen Fährnissen, nähert sich die Möglichkeit an die Wahrscheinlichkeit an, einzutauchen und zu baden in jenen Momenten des nackten, aufgehobenen und fraglosen Seins.

Michael Bahnerth

Leben für die Zeitenwende

Als deutscher Offizier kämpfte er in Afrika und wurde Pazifist und Antikolonialist: Hans Paasche war in den 1920er Jahren berühmt. Er harrt der Wiederentdeckung.

Claus-Peter Lieckfeld

Hans Paasche: Ein Leben für die Zukunft.
Hrsg. von Helmut Donat. Donat-Verlag. 192 S.,
Fr. 22.90

Hans Paasche: Die Forschungsreise des
Afrikaners Lukanga Mukara ins innerste
Deutschland. Donat-Verlag. 208 S., Fr. 22.90

Anfang Juni 1920, wenige Tage nach der Ermordung eines Pazifisten durch rechtsradikale «Soldatenlummel», schrieb Kurt Tucholsky eine lange Ballade. Sie ist mit dem Namen des Opfers, Paasche, überschrieben und endet mit dem Wort «Zeitenwende».

*Und Jesus steigt vom Himmel hernieder,
breitet segnend die leuchtenden Hände,
tritt vor den Soldatenlummel hin und sagt:
«Du, es ist Zeitenwende.»*

Wie wohl kaum jemand sonst hat Hans Paasche in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg, während und auch noch kurz danach, umfassend – heute sagt man «ganzheitlich» – für eine Zeitenwende zum Guten gekämpft, geschrieben, gelitten. Einer, dessen Name man heute nicht mehr kennt; einer der zu Lebzeiten eine Berühmtheit war an den bröckelnden Ufern der Demokratie. Gehasst, geliebt, bewundert, verfolgt, verfemt und – fast folgerichtig – das Opfer von Fememördern. Die konnten nach dem Kriegsende fast ungehindert morden, wurden, wenn überhaupt, nur milde bestraft.

Im Deutschland unserer Tage, im Jahre zwei nach der olaf-scholzischen Zeitenwende-Rede, kündigt der Verfassungsschutzbericht 2022 von zunehmender rechter Gewalt und Rechtsterrorismus. Wieder mal. Das könnte Grund und Anlass sein, Paasche anzuhören, den Mann, für den Gewalttätigkeit und deren Abwehr ein Lebensthema waren. Aber nicht sein einziges. Er hatte mehrere: Antialkoholismus, Tier- und Naturschutz, Jugendbewegung, Menschenrechte, Antikolonialismus, Tierfotografie. Und immer wieder: Rechte für vermeintlich «wilde» Völker Afrikas.

Wer also war dieser Hans Paasche? Für den am 3. April 1881 geborenen Sohn eines erzkonservativen Professors der Staats- und Volkswirtschaft (Vater Hermann Paasche war zeitlebens Propagandist deutscher Kolonialinteressen) schien der Weg vorgezeichnet: Offizierslaufbahn. Und so kam es. Im Mai 1904 steht der 23-jährige Hans Paasche als Seeoffizier an Bord des kleinen Kreuzers «Bussard». Wenig später, im Juli 1905, ist er aktiv bei der Niederschlagung des sogenannten Maji-Maji-Aufstandes, den Afrikaner wagten, die sich dem deutschen Kolonialregime nicht unterwerfen wollten. Der junge Paasche möchte lieber beschwichtigen als dreinschlagen, macht sich aber dennoch die Hände blutig. Unter seinem Kommando werden «Aufständische» hingerichtet.

Ärgerliche «Stinkröllchen»

Die Wunde Maji-Maji pocht lebenslang, treibt ihn zu Antikolonialismus, Antimilitarismus und in ein Leben als Mahner und humanistischer Aufklärer. Aber erst einmal war Zeit und Platz für die Liebe, zu seiner späteren Frau Ellen Witting und zu Afrika, dem Kontinent, den das Paar auf einer ausgedehnten Hochzeitsreise durchstreifte und erkundete.

Paasche nähert sich mit der Kamera Löwen bis auf Schattenwurfänge, macht Fotos, die eigentlich erst Jahrzehnte später mit langen Brennweiten möglich waren, beschreibt hinreissend und empathisch Afrikas Natur.

Und ihm gelingen detaillierte Naturschilderungen wie erst viel später wieder Ökologisch-schulden Natur-Autoren: «Eine wunderbare

*Er wundert sich über Frauen, die
sich Federn an den Hut stecken,
für die seltene Vögel getötet werden.*

Wahrnehmung veranlasste mich, das Boot im Strome zu verankern und eine photographische Aufnahme zu machen. Aus dem Wasser ragten mehrere starke Schilfstrunke. Die waren ganz bedeckt mit Sinfu-Ameisen, und wie ein

Schal, der über die Strunke und das Wasser geworfen worden war, bedeckte ein ganzes Volk Ameisen die Wasseroberfläche. [...] Die Arbeiter hielten sich mit den Beinen und Zangen verschlungen und bildeten schwimmende Bänder, auf denen die Krieger und starken Träger trockenen Fusses verkehrten und die schnee-weissen Larven trugen.»

Afrika blieb ihm. Kurz vor Beginn des Weltkriegs schreibt er, an die Herren Trophäenjäger und Kolonialherren gerichtet: «Die Natur hat den paradiesischen Reichtum an Leben bis in die Zeit aufgehoben, in der ein Kulturvolk die Macht bekam, zu hegen oder zu vernichten. Es ist, als kämen die trauten Gefährten, die den Menschen von Urzeit her begleiten, hilfeschend zu uns. Und wir erwürgen sie, bis nur totes Gebein und trockene Haut dran erinnert, dass sie uns einst das Bild der Erde verschönten.»

Wie den Tieren Afrikas gilt seine grosse Empathie den Menschen der Savanne und der Wälder. Eine gewisse literarische Unsterblichkeit erscrieb sich Paasche mit seiner (fiktiven) «Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukara ins innerste Deutschland», erstmals veröffentlicht in der Zeitschrift *Vortrupp* 1912/13. Er lässt darin einen jungen Mann aus Südafrika mit wachen Augen und wachem Verstand durch Deutschland streifen und Briefe an seinen König daheim schreiben.

Paasches erfundener Afrikaner fand eine grosse, begeisterte Leserschaft und erntete Hasskommentare: Unerhört! Ein Wilder, noch dazu ein gebildeter, redet uns Kulturmenschen ins Gewissen! Lukanga wundert sich unter anderem über Frauen, die sich Federn an den Hut stecken, für die seltene Vögel in seiner Heimat getötet werden, wundert sich über lange, steinerne Röhren, die giftigen Dampf in den Himmel speien, und über kurze «Stinkröllchen», durch die man Tabakqualm einatmet. Er fragt per Brief seinen König: «Kannst Du Dir vorstellen, mein Edler König, dass man Dich hier nicht haben wollte, weil du schwarz bist?» Und er schüttelt den Kopf über etwas unsagbar Dummes mit einem schwer merkbaren Namen: «Antisemitismus». Der Forschungs-



Menschen- und Tierfreund: Pazifist Paasche.

reisende lässt den königlichen Briefempfänger daheim auch wissen, dass es Art der Deutschen sei, sich in geselliger Runde bei schlechtem Gesang mittels Alkohol zu enthirnen.

«Afrika den Afrikanern!»

Alkohol lässt Paasche nicht los, nicht Alkohol an sich, sondern die Leiden und Verwüstungen, die sein Konsum anrichtet. In Broschüren, Aufsätzen und Vorträgen – Letztere immer gut besucht – kippt er die Giftbecher der Alkohol-Lobby aus und schenkt dem Publikum nicht reinen Wein, sondern klares Wasser ein. Witz ist ihm dabei allemal Mittel zum Zweck. So schildert er zum Beispiel die Verzweiflung eines Spitzenkochs, als er (Paasche) Wein und Braten ablehnt und nach Wasser und Reibekuchen verlangt, weil er sich nicht «wie ein Löwe im Käfig mit blutigem Zeugs» abspesen lassen will.

Seine Abstinenz und sein Vegetarierium hätte man Paasche wohl durchgehen lassen. Etliche Bekannte und andere aus der Lebensreformbewegung (die Paasche ebenfalls nach Kräften unterstützte) forderten wie er: «Schluss

mit Alkohol- und Fleischkonsum!» Unbeliebt und letztlich zum Inhaber eines Spitzenplatzes auf den Todeslisten präfaschistischer Mordkommandos machte ihn etwas anderes: sein Antimilitarismus – vorgetragen und plausibel entwickelt von einem Offizier – und sein Ruf: «Afrika den Afrikanern!»

Sein Weg zum Pazifismus und schliesslich auch an die Seite der Sozialisten und Kommunisten (sie schienen ihm die Einzigen zu sein, die ernst machten mit dem Antimilitarismus) wäre Stoff für einen Entwicklungsroman. Hier nur ein längeres Zitat aus Paasches berühmtester Schrift, «Meine Mitschuld am Weltkrieg»: «Es darf nicht sein, dass ein Bund der Völker noch länger verhindert wird, weil ein Volk, ein einziges Volk in dem Verdacht steht, sich nicht zum Menschentum bekennen zu wollen. Was hinter uns liegt, ist verbrecherisch und unmenschlich; nur wenn wir zeigen, dass wir davon abrücken, dass wir nichts damit gemein haben wollen, dann können wir mit anderen am Tisch sitzen. [...] Weshalb nur haben die, die Kriege aus eigener Anschauung kannten, nicht vor

dem Krieg gesprochen und gewarnt. [...] Ich selbst gehöre zu denen, die bekennen müssen, dass sie nicht alles getan haben.»

Anklage wegen Hochverrats

Nicht alles? Aber verdammt viel. Mitten im Krieg ruft er dazu auf, die Waffen niederzulegen, wird wegen Hochverrats inhaftiert. Untersuchungshaft. Gefängnis. Ihm droht das Halsgericht. Aber schliesslich schiebt man ihn ab, in eine Irrenanstalt, aus der er von Matrosen befreit wird. Paasche gründet Ende 1918 in Berlin einen der ersten revolutionären Arbeiter- und Soldatenräte, wird dessen Stimme. «Paasche spricht» – diese zwei Worte, auf Plakatpapier gedruckt, füllen Säle.

Der konvertierte Offizier unternimmt Anstrengungen, eine Klage gegen diejenigen aufzusetzen, die den Krieg gewollt, gefördert, geführt haben. Besonders die Brandschatzung im neutralen Belgien und das Massakrieren der Zivilbevölkerung soll Gegenstand eines Prozesses werden. Aber es wird nichts daraus. Belastende Dokumente sind plötzlich nicht mehr verfügbar, auch die SPD-Abgeordneten sind nicht bereit, Haftbefehle zu unterzeichnen.

Der Paasche-Kenner und Herausgeber seiner Schriften, Helmut Donat, schreibt: «Enttäuscht zog sich Paasche, der dem linken Flügel der USPD nahestand, vom politischen Geschehen zurück. Sein Eintritt in die KPD im Frühjahr 1919 war denn auch eher eine

Solidaritätserklärung mit den ermordeten Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht» als Einmischung in eine politische Heimat.

Paasche verstummte nicht, aber er wurde leiser. Den Tod seiner über alles geliebten Frau Ellen traf ihn schwer; sie starb am 8. Dezember 1918 an der Spanischen Grippe, wie Millionen Menschen in jenen Monaten. Paasche träumte von seiner anderen grossen Liebe, Afrika. Er plante eine neuerliche Forschungsreise. Es kam nicht dazu.

Es kam der 21. Mai 1920. Nachdem ihn rechtsradikal gesinnte Reichwehrsoldaten im Garten des Paasche-Familiensitzes «Waldfrieden» ermordet hatten, wurde noch am Tatort gesungen:

*Hakenkreuz am Stahlhelm,
schwarz-weiss-rotes Band.
Die Brigade Ehrhardt
werden wir genannt.
Die Brigade Ehrhardt
schlägt alles kurz und klein.
Weh dir, weh dir,
du Arbeiterschwein!*

Im Bett mit Houellebecq

Jürg Altwegg

Michel Houellebecq: Einige Monate in meinem Leben. Dumont. 100 S., Fr. 29.90

Es ist die Stunde des Michel Houellebecq. Er wird zum Propheten der Krawalle, die Frankreich erschütterten, verklärt – nicht ganz zu Unrecht. In seinem Roman «Unterwerfung» hat er über die Wahl eines islamischen Staats-

Houellebecqs Ideen und Unterstützung profitieren. Viel enger und älter ist Houellebecqs Beziehung zu Laurent Wauquiez, Ciottis Rivale in der Partei. Sie treffen sich alle drei Monate in einem Pariser Restaurant.

Schon etwas länger liegen seine Besuche im Elysée zurück. «Ich wollte mit ihm über Balzac reden, er immer über Politik», hat Nicolas Sarkozy erzählt. François Hollandes Premierminister Manuel Valls bezichtigte Houellebecq nach den Attentaten der Islamophobie: «Houellebecq ist nicht Frankreich.» Emmanuel Macron verlieh dem «Populisten, Antieuropäer, Frauenfeind» den Verdienstorden

als Sondernummer von Onfrays Zeitschrift *Front populaire*. Das Heft provozierte heftige Reaktionen und wurde zum Bestseller. Houellebecq wiederholt und präzisiert darin seine Ablehnung jeglicher Sterbehilfe. Wegen seiner Äusserungen über den Islam kündigte der Rektor der grossen Pariser Moschee eine Klage gegen ihn an. Houellebecq plädiert für den EU-Austritt Frankreichs – den auch Onfray fordert – und formuliert deutlicher denn je seine Vision eines französischen Bürgerkriegs.

Bei den Muslimen und dem Rektor der Moschee hat sich Houellebecq öffentlich entschuldigt. Mit Onfray überwarf er sich: Er



Er hat das Provozieren nicht verlernt: Autor Houellebecq.

präsidenten geschrieben, die Handlung spielt im Jahre 2022. Es kommt zu Attentaten, wie sie heute von den Medien beschrieben werden. In seinem jüngsten Roman, «Vernichtung», geht es um den französischen Wirtschafts- und Finanzminister Bruno Le Maire, der 2027 Nachfolger von Emmanuel Macron werden will. Sie sind dicke Freunde.

Am vergangenen 1. Juni war Houellebecq im Parlament. Hier hatte er vor der Veröffentlichung seines ersten Romans als Informatiker gearbeitet. Jetzt kam er als Stargast des neuen Präsidenten der Republikaner, Eric Ciotti, der ihn zum Essen einlud. Vor einem Jahr wollte Ciotti Präsident werden. Jetzt will er von

der Ehrenlegion. Die Einladung von First Lady Brigitte Macron zu einem Rundgang schlug er aus, «er blieb zum Trinken mit dem Präsidenten auf der Gartenterrasse». Seine gesellschaft-

Der Leser erfährt unter anderem, warum ein Mann beim Sex zwei Frauen braucht.

lichen Vorstellungen diskutierte der Schriftsteller, dem die Nobelpreis-Jury aus politischen Gründen Annie Ernaux vorgezogen hatte, im Duett mit dem Philosophen Michel Onfray. Ihr Gespräch erschien vor ein paar Monaten

wollte die umstrittenen Stellen im Gespräch streichen. Der Verkauf der Zeitschrift wurde eingestellt, sie wird momentan zum vierfachen Preis gehandelt – unter sechzig Euro ist sie nicht zu bekommen. Auch dass er kein Honorar verlangt habe, bedauert Houellebecq.

In seinem Zorn schrieb er ein Buch. Es erschien Ende Mai, jetzt liegt bereits die deutsche Übersetzung vor: «Einige Monate in meinem Leben». Es beginnt mit den Berichtigungen seiner Äusserungen im *Front populaire*. Es enthält ein Plädoyer gegen die Sterbehilfe, die erlaubt werden soll, und für die Prostitution, die verboten wurde. Als «rechts» habe er sich eigentlich nie gefühlt,

schreibt er, aber ein Populist sei er sehr wohl, mit diesem Begriff habe er keine Mühe. Vom prophezeiten Bürgerkrieg sagte er vier Wochen vor den Krawallen, dass er ihn «nicht für morgen» erwarte. Heftig rechnet er mit Michel Onfray ab.

Plädoyer gegen die Sterbehilfe

Vor allem geht es in seinem Tagebuch einiger Monate um sein Sexleben. Vergeblich wollte Michel Houellebecq einen Pornofilm verbieten lassen, an dem er sich zusammen mit seiner Frau beteiligte. Gedreht wurde er in Amsterdam. Houellebecq behauptet, er sei in eine «Falle» gelockt worden, den Realisator und Produzenten des Films bezeichnet er nur als

«Amerika frönt erneut seiner Lust, Kriege auszulösen. Sie zu finanzieren, ohne sie direkt zu führen.»

«cafarad» – Kakerlake. Der Leser erfährt unter anderem, warum ein Mann beim Sex zwei Frauen braucht: weil eine allein bei der Penetration ihm die Eier nur kraulen, nicht aber lecken kann. Es ist eine bemühende Lektüre.

Um den schleppenden Verkauf anzukurbeln, gewährt Michel Houellebecq reihenweise Interviews. Und weil er zumindest das Provozieren nicht verlernt hat, gibt er seinen Senf nun auch noch zur Ukraine. Russland sei nicht ein Land, das seinen Nachbarn überfalle, sondern dessen «früherer Besitzer». Den Krieg bezeichnet er als «internes Problem der Ex-UdSSR»: «Und nach der Klammer Trump frönt Amerika erneut seiner Lust, Kriege auszulösen. Sie zu finanzieren, ohne sie direkt zu führen.»

Solche Sätze sind für Ciotti, Wauquiez und Macrons Minister Le Maire, die allesamt Präsident werden möchten, tabu. Seine Positionen, räumt Houellebecq mit einiger Koketterie ein, würden nur von Florian Philippot verkörpert: einem vom Rassemblement national ausgeschlossenen Politiker, auf den Marine Le Pen hörte und den Jean-Marie Le Pen wegen seiner Homosexualität verhöhnte – und der im Lockdown zum Amokläufer gegen die Regierungspolitik wurde.

Liebeserklärung an eine verlorene Zeit

Sylvie-Sophie Schindler

Irina Kilimnik: Sommer in Odessa.
Kein & Aber. 288 S., Fr. 33.90

Man wohnt nicht in dieser Stadt, man pflegt eine Liebesbeziehung zu ihr. Odessa, Schwarzmeer-Metropole, um die sich viele Mythen ranken. Wer nicht mehr von ihr lassen kann, fühlt sich ihr so nahe wie einem Familienmitglied. Kein Wunder also, dass Odessiten ihre Stadt liebevoll «Odessa Mama» nennen. Auch Irina Kilimnik hat eine enge Beziehung zu Odessa – sie ist dort 1978 geboren worden und aufgewachsen. Ihr Debüt ist eine Liebeserklärung. Nicht nur an einen Ort, sondern auch an eine Zeit, die unwiederbringlich verloren scheint.

Wer heute an das ukrainische Odessa denkt, der denkt an die Toten und Verletzten durch russische Angriffe, an Zerstörung und Bomben. Der Roman setzt im Sommer 2014 ein, als der Gang der Dinge vielleicht schon zu ahnen war; die Euromaidan-Proteste und der Kampf um die Krim liegen nur wenige Monate zurück. Die Ich-Erzählerin Olga lebt in einem Frauenhaushalt in Odessa, gemeinsam mit ihrer Mutter, zwei Schwestern und ihren Cousinen. Im grössten Zimmer wohnt der einzige Mann, der Grossvater, ein übellauniger Tyrann mit nervigem Raucherhusten, verbittert darüber, dass es weder Söhne noch Enkelsöhne gibt. Zugleich tut er sich mit seinen Geschlechtsgenossen schwer; die Ehemänner seiner Töchter hat er bereits vergault.

Frische und Leichtigkeit

Die Atmosphäre ist einerseits voller Verheissung, die weissen Blüten der Kastanien wirken wie Kerzenleuchter, in den Hinterhöfen riecht es nach frischgebratener Dorade, andererseits scheint sich etwas Unheilvolles anzubahnen. Es wird viel gestritten, es gibt Geheimnisse. Man wartet auf etwas, und auch wenn man nicht weiss, auf was, so wird der Mechanismus klar, dass sich das Warten gegen die Wartenden richtet. Die Risse in der Familie sind auch die Risse, die sich nach und nach in der geliebten Stadt bemerkbar machen. Die Veränderung ist nicht mehr aufzuhalten. Und trotzdem möchte man sie am liebsten ignorieren.

Wollen nicht letztlich alle aus ihren Leben irgendwann ausbrechen? Olga am liebsten sofort, sie studiert gegen ihren Willen Medizin. In einer Welt, die keinen sicheren Boden mehr bietet, lässt sich freilich schwerlich ein Platz finden. Doch dann kommt ein alter Freund zu Besuch, und eine neue Dynamik kommt in Gang. Irina Kilimnik erzählt eine «typisch osteuropäische



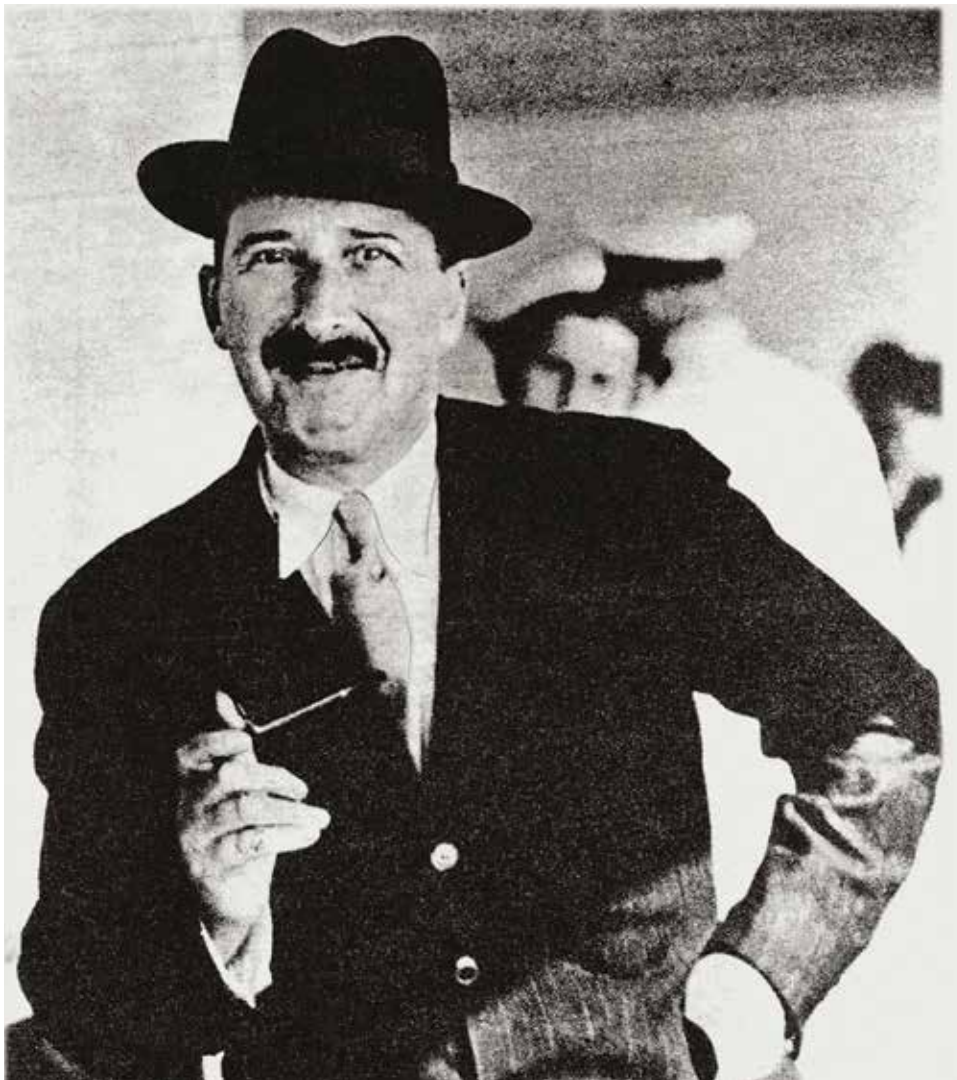
Odessa im Herzen: Autorin Kilimnik.

Coming-of-Age-Geschichte», wie sie sagt. Und sie tut das mit einer Frische und Leichtigkeit, die den Beschwerden zwar nicht ihr Gewicht nehmen, aber eben auch nie die Hoffnung auf einen guten Ausgang. Das Ernste wechselt schnell ins Komische und umgekehrt. Es ist eine besondere Art von Humor, die vielleicht manchmal unpassend wirkt, aber zugleich richtig erscheint und vor allem notwendig.

Beachtlich ist die emotionale Kraft der Protagonisten. Wenn sie gegeneinander agieren, dann ist der Widersacher nicht nur der andere; es stellt sich ihnen letztlich auch das starre Familiensystem entgegen, in dem alle miteinander verbunden, aber eben auch gefangen sind. Und dann ist da noch dieses Zarte, das Liebevolle, das nie versiegt. Irina Kilimnik ist im Jahr 1993 nach Deutschland gekommen, aber es wird deutlich, dass sie mit einem grossen Teil ihres Herzens immer noch an Odessa hängt, dass da noch eine Sehnsucht ist nach dem, wie es einmal gewesen ist.

Der Roman liest sich, gerade wenn es um das Politische geht, an vielen Stellen wahrhaftiger als zig Berichte, die man derzeit über die Ukraine zu lesen kriegt. Es wird deutlich – und stimmt versöhnlich –, dass die Ukraine und Russland im Grunde Bruderstaaten sind. Wesentlich mehr Menschen sprachen in Odessa Russisch, auch Olga, die bekennt, dass sie sich im Ukrainischen immer verheddert, die Sprache sei nie ihre eigene geworden. Ihre Freundin Mascha steht stellvertretend für viele Ukrainer, die in die EU wollen, und zwar «egal, wie viel Gewalt nötig ist». Sie würde, wie sie verkündet, zu jedem Zeitpunkt Widerstand gegen Aggression von aussen leisten. Auch das klingt wie eine Liebeserklärung. Wären nur die Konsequenzen in der Realität nicht so grauenvoll.





Wurzeln der Mitmenschlichkeit: Autor Zweig (1881–1942).

Wachheit, die der Trunkenheit gleicht

Holger Fuss

Stefan Zweig: Die Kunst, ohne Sorgen zu leben. Insel. 79 S., Fr. 21.90

Wer Stefan Zweig liebt, wird dieses Büchlein in sein Herz schliessen: «Die Kunst, ohne Sorgen zu leben». Die neun Texte sind zumeist Zeitschriftenbeiträge aus Zweigs letzten beiden Lebensjahren – ehe er sich im Februar 1942 in seinem brasilianischen Exil das Leben nahm.

Umso erstaunlicher und berührender ist es zu lesen, mit welcher Zärtlichkeit sich Zweig bis zuletzt den Anmutigkeiten und der Fülle des Lebens zuwandte. Schon der Titelbeitrag gibt den Ton vor, eine wunderbar leicht flanierende kleine Erzählung vom seltsamen Anton, einem «etwa dreissigjährigen, ärmlich gekleideten Mann ohne Hut, ohne Kragen», der sich durch die kleine Stadt, in der Zweig lebte, wie in einem grossen Wohnzimmer bewegte. Er schlief mal hier, mal dort, er arbeitete mal dort, mal hier, immer

stundenweise und nur gegen so viel Lohn, wie er für einen Tag gerade benötigte.

Für Zweig ist dieser Anton die Menschwerdung jener Vögel unter dem Himmel im Matthäusevangelium 6, 26: «Sie säen nicht, sie ernten nicht [...] und euer himmlischer Vater ernährt sie doch.» Von diesem «hageren Burschen» lernt Zweig «das grosse Lebensgeheimnis, sich vor dem Morgen nicht zu fürchten und auf Gott zu vertrauen». Er hatte «für seine Person ein neues, durchaus antikapitalistisches System erfunden: Er vertraute auf die Anständigkeit der Menschen.» Und weil er «nicht für Geld diente, sondern aus Menschlichkeit, darum achteten ihn alle».

Untergang der vertrauten Welt

Wohlgemerkt, dieser Text entstand 1940, Hitlers grosser Krieg war in vollem Gange, und der Glaube der Menschen an die Wirkmacht der Friedfertigkeit dürfte damals mindestens so sehr erschüttert gewesen sein wie bei uns Zeitgenossen nach Russlands Überfall auf die Ukraine. In seiner Betrachtung «In dieser dunklen Stunde» zeigt sich Zweig jenen gegenüber, «die das grösste Unheil der Geschichte über die Welt gebracht

haben, nur allzu bewusst. Es ist also weder Naivität noch Ignoranz, wenn er im Angesicht des Gemetzels und des Untergehens seiner vertrauten Welt den Burschen Anton und die Wurzeln der Mitmenschlichkeit in Erinnerung ruft.

Im Aufsatz «Hartrott und Hitler» beschreibt er eine Romanfigur aus «Die vier Reiter der Apokalypse» des Spaniers Vicente Blasco Ibáñez von 1914, den deutschen Geschichtswissenschaftler Julius von Hartrott, der «den deutschen An-

Wohlgemerkt, dieser Text entstand 1940, Hitlers grosser Krieg war in vollem Gange.

spruch auf Weltherrschaft» durch eine Herrenrassentheorie begründet, die den Rassenwahn der Nazis vorwegnimmt. «Mit Schrecken stellen wir fest», so Zweig, «dass im Unterbewusstsein des deutschen Volkes dieser Traum von Weltherrschaft schon immer vorhanden war.»

An der Pforte zur Sinnstiftung

Die wohl schönste Miniatur ist «Eine nachhaltige Lektion», die sich Zweig als 25-Jähriger in Paris bei einem Besuch im Atelier von Auguste Rodin holte. Der junge Schriftsteller war noch auf der Suche nach seiner Lebensform als Künstler und dem, was diese Existenz im Innersten ausmacht. Der ergraute Meister Rodin führte ihn zu einem «meisterhaft in Ton modellierten Frauentorso», will nur eine Winzigkeit korrigieren und ist unversehens die nächste Stunde in Lehm und Spachtel vertieft. «Er hatte», schreibt Zweig, «total meine Gegenwart vergessen.» Rodins schwerer Leib wurde auf einmal federleicht, «eine Wachheit war über sein Wesen gekommen, die zugleich einer Trunkenheit gleich».

Da verstand Zweig, «was mir bislang gefehlt hatte: die Inbrunst, die alles vergisst über dem einen Willen zur Vollendung». Die heutige Psychologie nennt diesen Zustand Flow, eine Form der Selbstvergessenheit, der Selbsttranszendenz, die für den Psychotherapeuten Viktor E. Frankl die Pforte zur Sinnstiftung ist.

Entsprechend schmerzlich, aber auch rätselhaft mutet nach dieser Lektüre der Entschluss Stefan Zweigs an, aus dem Leben zu scheiden. Der Herausgeber Volker Michels lässt im Nachwort durchblicken, wie sehr sich Zweig im Exil durch unermüdliche Hilfsbereitschaft für andere Betroffene selbst erschöpfte: «Einem Autor wie ihm, dessen Triebfeder es war, sich für das Gute zu begeistern, waren nun alle vitalen Impulse genommen.» Zweig sagte kurz vor seinem Tod: «Wie kann ich etwas aufbauen, wenn ich zu gleicher Zeit die satanischste Vernichtung am Werke weiss!» Am Ende sind es wohl nicht die Sorgen und die Unglücke, die jemanden in den freiwilligen Tod treiben, sondern der Mangel an empfundenem Sinn.

Vom bitteren Glück des Exils

Gerhild Heyder

Herta Müller: Eine Fliege kommt durch einen halben Wald. Hanser. 128 S., Fr. 33.90

Nein, das ist kein neuer Roman der 1953 im rumänischen Nitchidorf geborenen Literaturnobelpreisträgerin, es handelt sich bei dem schmalen Buch mit dem originellen Titel um gesammelte Reden und Texte von Herta Müller aus den letzten Jahren – was es nicht weniger lesenswert macht, erlaubt doch die Auswahl einen sehr persönlichen Einblick in das Seelenleben der Autorin.

Es beginnt mit ihrem «literarischen Kommentar» zu Artikel 1 des bundesrepublikanischen Grundgesetzes: «Die Würde des Menschen ist unantastbar.» Gelegenheit für Herta Müller zu einer Abhandlung über Begriff und Geschichte der Würde, speziell in Diktaturen, und zu einem Rückblick auf ihre eigenen bitteren Erfahrungen der Demütigung, Bedrohung und Verfolgung als Banater Schwäbin in Rumänien, bevor ihr 1987 die Ausreise nach Deutschland gestattet wurde. «Es gab die Angstherrscher und das Angstvolk.» Und sie fragt sich, ob man, wenn man doch die Würde brechen kann, sie auch falten oder teilen kann. «Und wird sie später wieder ganz?» Wohl nicht. Menschen mit verletzter oder gebrochener Würde tragen diese Wunde ihr ganzes Leben mit sich: «als unsichtbares Gepäck».

Was soll noch kommen?

Mit diesem Hintergrund im Kopf und im Herzen versteht man Herta Müllers Engagement für Geflohene aus anderen totalitären Systemen. Dem chinesischen Dichter Liao Yiwu ist die Rede «Mit diesseitiger Wut und jenseitigen

Zärtlichkeiten» von 2011 gewidmet, dem sie das «bittere Glück» attestiert, dem Gefängnis in seiner Heimat in «unsere Fremde» entkommen zu sein: «Vom bitteren Glück wird man nicht getragen, man hat es zu schleppen.»

Von dort ist der Weg nicht weit zu einem längeren Exkurs zum Thema «Exil» (die überarbeitete Eröffnungsrede zur Exil-Ausstellung 2012 in Frankfurt am Main), der sich sowohl mit Exilanten – hauptsächlich Künstlern – aus dem nationalsozialistischen Deutschland als auch mit der Geschichte des umgekehrten Weges beschäftigt: der Einreise ins Nachkriegsdeutschland. Durch die persönliche Erfahrung, die hier wieder die Grundlage bildet, berührt der Text tief, und man fragt sich zum wiederholten Mal, ob der Irrsinn von Verfolgung und Vertreibung jemals in dieser Welt ein Ende haben wird. Es sieht nicht danach aus.

Das Buch schliesst mit der gedruckten Wiedergabe des 2010 entstandenen, von Angela Winkler gesprochenen Hörspiel-Monologs «Eine Fliege kommt durch einen halben Wald», der die reiche Poesie von Herta Müller offenbart, die alle ihre geschriebenen

Man fragt sich, ob der Irrsinn von Verfolgung und Vertreibung jemals in dieser Welt ein Ende haben wird.

Bücher und auch ihre Collagen auszeichnet. Ohne die Gabe einer nur ihr eigenen, das Geschehen verfremdenden Sprache und ihren aus dem Weinen erwachsenen Humor hätte die Schriftstellerin die kaum zu ertragende Gewalterfahrung, die ihr ganzes Werk antreibt und durchzieht, vermutlich nicht aufschreiben und weitergeben können.

Und es wird nachvollziehbar, dass Herta Müller nach dem Literaturnobelpreis 2009 keinen Roman mehr veröffentlicht hat. Was soll nach «Atemschaukel» noch kommen?



Die Bibel

Die Juden und die anderen Völker

Und er sprach: Zu wenig ist es, dass du mein Diener bist, [...] Zum Licht für die Nationen werde ich dich machen, damit mein Heil bis an das Ende der Erde reicht (Jesaja 49, 6). – Es geht um die Rolle Israels in der Völkerwelt. Wozu hat Gott dieses Volk ausgesondert und sich gerade ihm zugewandt? Um zu zeigen, dass sein Bund mit den Israeliten kein Selbstzweck war, sondern der Prototyp für das, was Gott mit allen Menschen vorhat, nämlich mit ihnen und für sie zu sein. Aber was soll nun der Antisemitismus, der eigentlich ein Antijudaismus ist, diese seltsame Krankheit, die jeder Nichtjude in sich zu tragen scheint wie eine Gürtelrose und die jederzeit ausbrechen kann?

Man redet den Juden ein paar unangenehme Eigenschaften nach. Aber solche hat von aussen betrachtet jedes Volk und jede Kultur. Und auffällig ist ja, dass die Juden dem schlimmsten Massenmord ausgerechnet dann ausgesetzt waren, nachdem sie sich über mehrere Generationen um ihre Assimilation bemüht hatten und viele von ihnen gar nicht religiös waren. Und wie ist es zu erklären, dass Israel, das demokratischste aller Länder von Mauretanien bis Pakistan, heftiger kritisiert wird als jede Autokratie in diesem riesigen Gürtel? Es muss damit zusammenhängen, dass die Juden nach drei Jahrtausenden immer noch da sind, obwohl sie dauernd hin- und hergeschoben wurden. Ihre Schwächen und ihre Sünden wurden ihnen von Gott vorgehalten durch die Propheten, Dichter und Richter. Und genau das ist der Punkt: Die Juden sind ein Abbild aller Menschen und offenbaren, wie sehr der Mensch auf die Zuwendung Gottes angewiesen ist. Deshalb ist der Antijudaismus ein häufiges Anhängsel von plumpen Heilsversprechungen. Aber die Juden sind in vielen Dingen höchst erfolgreich. Die Nichtjuden tun gut daran, ihnen ein paar ihrer Weisheiten abzuschauen.

Peter Ruch



Erfahrungen der Demütigung: Autorin Müller.

Evergreen der guten Laune

Mit seiner Band Matt Bianco hatte Mark Reilly Mitte der 1980er Jahre ein paar Hits mit sonnigem Jazzpop. Der 63-Jährige tritt noch immer auf, Weltkarriere machen aber andere – weshalb?

Mark van Huissing

Matt Bianco live: Sunny Bar, Kulm Hotel.
Festival da Jazz St. Moritz. 20. und 21. Juli

Die Musik konnte nicht dunkel, der Welt-schmerz nicht gross genug sein – Mitte der 1980er Jahre waren meine Freunde und ich es leid geworden, Popper und also gut drauf, adrett angezogen sowie zielstrebig unterwegs zu sein. Weshalb wir nicht länger ABC oder Spandau Ballet hörten, von Frankie Goes to Hollywood oder Wham! gar nicht zu reden. Stattdessen waren The Cure angesagt, The Smiths und, unter Kennern, Joy Division. Rauer Rock hatte pffiffigen Pop abgelöst als Soundtrack auf dem Weg ins junge Erwachsenenleben.

Doch plötzlich klang es ganz anders aus dem frisch liberalisierten Radio respektive von dem seit kurzem erhältlichen Tonträger in Form einer dünnen Silberscheibe mit Namen Compact Disc: «Get up / Get out of your lazy bed / Before I count to three – step to it, baby.» Und der Sound zum beschwingten Text war genauso lüpfig. Was war das denn für Musik? «New Jazz», «Neoswing», «Latin-Pop» lauteten einige der Begriffe, die Londoner Journalisten eilig erfanden. Die Band hiess Matt Bianco.

Schwieriger zu beantworten war, was man damit anfangen sollte. Die Gruppe – oder war's ein Solokünstler? – nicht zu mögen, war

nicht einfach, technisch war der Sound gut, geschliffen, sauber. Abgesehen davon, wer mag den Sonnenschein nicht? Und selbst wenn man ein Fan von Gothic-Rock war, hatte man eine Freundin, die zu Matt Biancos New Jazz, Neoswing, Latin-Pop oder was auch immer tanzen wollte – und dabei viel sexier aussah als zu den düsteren Klängen, die man eigentlich cool fand.

Fast ein One-Hit-Wonder

Auf den ersten Streich folgte ein zweiter so gleich, «Half a Minute», und bloss ein paar Monate später, im Jahr 1985, der dritte Hit, «More Than I Can Bear». Dieser Hattrick der guten Laune beförderte das rasch nachgereichte Album «Whose Side Are You On?» auch in die Schweizer Albumcharts. Und sorgte dafür, dass es sich 24 Wochen lang dort halten konnte (höchste Platzierung: Rang 12, in Deutschland Platz 3, in Grossbritannien Rang 35).

38 Jahre später trete ich ins Basler «Atlantis», finde den Mann, der der Manager sein muss – und übersehe den neben ihm stehenden Musiker, mit dem ich verabredet bin. Ist der Künstler kleiner, als ich ihn mir vorgestellt habe? (Ja.) Kahler? (Nun, er hatte schon in den 1980er Jahren schütteres Haar.) Missplatziert in einem leeren Konzertlokal am späten Nachmittag, wo gerade der Soundcheck stattfindet und er am Abend auftreten wird? Kann sein. Bloss, gibt es überhaupt ein passendes Setting für ein solches Treffen? Kann ein Popstar der Jugend so glanzvoll sein, wie man sich das wünscht?

Mark Reilly, 63, ist Matt Bianco. Der in einem Londoner Vorort Aufgewachsene und noch immer in der Gegend Lebende war anfangs der Songschreiber und Sänger. Zur Band, deren Name eine Erfindung ist und an einen Geheimagenten erinnern soll, gehörten weiter ein brasilianischer Bassist, der bald in sein Land zurückkehrte, ein Keyboarder sowie eine polnische Sängerin; der Keyboarder und die Sängerin verfolgten zwanzig Jahre lang ihre eigene Laufbahn, bevor sie 2004 mit Reilly ein weiteres Matt-Bianco-Album veröffentlichten. Und Reilly arbeitete die meiste Zeit mit einem Keyboarder, der kurz für Wham! spielte, die Band



Beschwingt: Musiker Reilly.

von George Michael und Andrew Ridgeley. Matt Bianco als One-Hit-Wonder (oder Three-Hits-Wonder) zu beschreiben, wäre nicht ganz zutreffend; aber auch nicht völlig daneben.

Er gebe im Schnitt dreissig Konzerte jährlich, sagt er in einem Zimmer, in das wir uns zurückgezogen haben. Von eigentlichen «Touren» könne man nicht sprechen, er werde für punktuelle Shows gebucht. Er reist am Morgen des

Die Gruppe nicht zu mögen, war nicht einfach, technisch war der Sound gut, geschliffen, sauber.

Auftrittstags an – London Gatwick–Basel Euro-Airport, mit Easy Jet –, hat nach der Landung einen freien Nachmittag, spielt am Abend sein Konzert, schläft danach im Hotel und fliegt am folgenden Vormittag retour nach LGW.

So sieht die Realität eines Musikerlebens aus. Nicht schlecht also, aber KMU-Handlungsbevollmächtigter-mässig und irgendwie anders, als man sich das vorgestellt hat. Matt Biancos Anfang verlief, wie so oft, zäh. Plattenlabel-Spürnasen seien Anfang der 1980er Jahre





nicht offen für von Jazz- oder Latin-Grooves beeinflusster Musik gewesen, erzählt er. Reilly und seine Bandkollegen liessen sich dennoch nicht von ihrer bevorzugten Stilrichtung – er sei oft mit Latinos ausgegangen und von ihnen musikalisch beeinflusst gewesen – abbringen. Und plötzlich hatten sie damit «a kind of success», so etwas wie Erfolg.

Das Musikangebot von Radiostationen war breiter, das heute im Mainstream übliche Hitradio-Format, in dem bloss Platz ist für die vierzig bestverkaufenden Songs, noch nicht erfunden. Weshalb auch antizyklische Musik Airplay bekam. Dann sei alles schnell gegangen, sehr schnell, sagt er. Eine Vertriebsvereinbarung mit einer Major, einer grossen Musikfirma, konnte abgeschlossen werden. Die Zukunft sah strahlend aus, so strahlend, dass er die Sonnenbrille, die er in einem der aufkommenden Musikvideos trug, auch nächtens nicht abzusetzen brauchte. Bis es dann doch anders kam, natürlich.

Ein richtiger Deal – Vertrag über drei Alben oder so – bei einem fetten Label kam nicht zustande. Möglicherweise neigten die Plattenbosse zu Zweifeln an der Nachhaltigkeit des Minitrends, vielleicht waren sie nicht ganz

überzeugt von der Band. Was in Reillys Augen aber keinen Grund zur Sorge darstellte. Schliesslich sei Matt Bianco *big in Japan*, eine grosse Nummer in Japan, gewesen. Ein Song sei dort für einen Werbespot benutzt worden, und danach passierte das, was heute «viral gegangen» heisst: Die Musik gelangte in alle Ohren, die Band in alle Köpfe Japans, es folgten Promotions- und Konzerttours durchs Land et cetera. Das Problem: Bei dem Stück aus der Reklame handelte es sich um eine Coverversion, das Original des Songs war von den Doobie Brothers, die Rechte hielt ihr Verleger. Und Reilly lernte, dass man im Land der aufgehenden Sonne auch untergehen kann.

«Get Out of Your Lazy Bed»

Zurück in London entschied er sich, mit Matt Bianco weiter als Freelancer unterwegs zu sein. Der Vorteil des unabhängigen Musikers: Er ist frei wie ein Vogel, kann singen und aufnehmen, wonach ihm der Sinn steht, nicht was sein Labelboss als «nächstes grosses Ding» zu erkennen meint und verkaufen zu können glaubt. Der Nachteil: Es ist keiner da, der ihm hilft, ihn berät und so weiter, von einem, der die

Rechnungen zahlt, gar nicht zu reden. War das der Grund dafür, dass eine Laufbahn, die vielleicht zu Welthits geführt und aus *Mark who?* Mark «Superstar» Reilly gemacht hätte, nicht stattfand?

Man weiss es nicht, und mutmassen ist müssig. Ein Faktum aber ist: Die Londoner Sängerin Helen Folasade Adu, berühmt, wie für viele Stars üblich, unter bloss einem Namen, Sade nämlich, verkaufte mit ihrem vergleichbaren Smooth Jazz ab Mitte der 1980er Jahre bis heute mehr als hundert Millionen Tonträger. Unter anderem darum, weil sie stets marktmächtige Musikmultis in ihrem schönen Rücken gehabt hatte, die sie gefördert oder, strenger ausgedrückt, in den Massenmarkt geführt hatten. Und auf Sade

Der Vorteil: Er ist frei wie ein Vogel, kann singen und aufnehmen, wonach ihm der Sinn steht.

folgten Diana Krall, eine weitere Semi-Jazzerin, sowie die männlichen Gegenstücke Michael Bublé, Jamie Cullum und so weiter. Die Reihe lässt sich fortschreiben bis zu Norah Jones mit ihrer Stimmungsaufhellungsmusik, die nicht rein zufällig in «Starbucks»-Cafés auf der ganzen Welt gespielt und verkauft wird.

«Glücklich ist, wer vergisst, was nicht zu ändern ist», singt man. Mir erschien Mark Reilly zufrieden, wenn auch nicht besonders tief-schürfend oder grübelnd, ein *bloke* halt, wie man in London einen Kumpel nennt, mit dem man freitags gern ein Pint trinken geht. Zudem auch ein Pragmatiker und Profi. «Klar hätte ich mehr machen können und sollen», sagt er. Aber auch: «Es ist, wie es ist.» Und schlecht ist es nicht: Er macht seit über vierzig Jahren Musik, seine Musik. Und er lebt davon, ziemlich gut.

Nie musste er als Musiklehrer, Kellner oder Schuhverkäufer arbeiten, um sich und die kleine Familie durchzubringen. Er ist, auch das läuft der Vorstellung vom Popstar eher entgegen, seit 45 Jahren mit der gleichen Frau zusammen, er war achtzehn, sie sechzehn, als sie sich kennenlernten, das Paar hat eine 27-jährige Tochter. Er konnte immer auftreten sowie reichlich aufnehmen, bei Spotify gibt es fünfzehn Matt-Bianco-Studioalben (er unterhält seit Jahrzehnten sein eigenes Tonstudio); besonders gefragt waren und sind seine Musik sowie Konzerte in Holland, übrigens, doch auch in der Schweiz gibt es eine Fangemeinde.

Während der Pandemie hat er seine fast vierzigjährigen Stücke neu aufgenommen, mehr als das, sagt er, «zeitgemäss reinterpretiert», nämlich. Das jüngste Album (von 2022) heisst «The Essential Matt Bianco: Re-Imagined, Re-Loved». Er verfolgt also seine eigene Leitidee, mit der er 1984 erstmals auf sich aufmerksam machte, noch immer: «Get Out of Your Lazy Bed».



Fernsehen

Sternstunde oder Finsternis?

Walter Hollstein

Sternstunde Philosophie: Auf Play SRF abrufbar

Kein Zweifel: Die sonntägliche «Sternstunde Philosophie» ist eine der besten Sendungen des Schweizer Fernsehens, das in den vergangenen Jahren ja eher in der Mediokrität herumdümpelte. Die aktuelle Entwicklung des Formats allerdings verirrt sich mehr und mehr in einer seltsamen Dreifaltigkeit von modischer Aktualität, Wokeness und Dekonstruktivismus: Unsere Alltagswelten werden seziert und meist eben auch demontiert zugunsten von Intersektionalität, Antirassismus, Non-Binärem et cetera. Zurück bleiben immer häufiger Unverständnis und Orientierungslosigkeit.

Zum Beispiel in der Sendung vom 28. Mai, in der sich die Politologin Emilia Roig über die Abschaffung von Ehe und Familie ausliess. O-Ton: Der Liebesakt in der «cis-heteronormativen Beziehung» sei patriarchale Unterdrückung und Zwang. Natürlich kann man Ehe und Familie kritisieren; in ihnen kommt gewiss genug Schlechtes vor. Aber sie sind nachgewiesenermassen auch die Stabilitätsfaktoren von Individuum und Gesellschaft. Die Schweizer Sozialwissenschaftler Andreas Lange und Kurt Lüscher konstatieren lapidar: «Die Familie ist der bevorzugte Ort der Entstehung von Humanvermögen.»

Die Fürsorge, die ein Kind in der Familie empfängt, ist für seine spätere psychische Stabilität prägend. Die Familie garantiert die Stabilität der Gesellschaft von unten; sie bildet quasi die Schule des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Solche Tatbestände dürfen in einer philosophischen Fernsehsendung nicht einfach aufgrund einer verqueren Originalitätssucht auf der Strecke bleiben.

Musik

Sommerträume der Klassik-Festspiele

Manuel Brug

Es ist Musikfestspielzeit. Die Opernfestivals sind schon gestartet (München und Aix-en-Provence) oder machen sich fertig (Bregenz, Salzburg, Bayreuth), die Konzertfeste wie Luzern folgen etwas später.

«Die Zeit ist aus den Fugen», hat sich Salzburg dieses Jahr als Motto gegeben, worunter sich natürlich alles und gar nichts Zeitaktuelles subsumieren lässt. «Paradies» titelt man beim Lucerne Festival, das ein echtes, ein künstliches, aber auch ein falsches sein kann. Also geht hier ebenfalls fast jedes Stück. Man soll sich nicht täuschen lassen: Sie alle bieten vornehmlich alten Wein in neuen Schläuchen an – und hoffen, den abzusetzen. Obwohl den Kunden in Krisenzeiten womöglich nicht unbedingt nach hochpreisiger Entspannung und Ablenkung de luxe zumute ist. Oder gerade deswegen doch? Die Zahlen sprechen eine andere Sprache.

Nicht einmal der Bayreuther Grüne Hügel ist ausverkauft. Die Gründe? Vielfältig. Die Karten sind auch dort inzwischen, die Geldgeber wollten es so, sehr teuer (bis zu 459 Euro). Keiner mag sich auch an den anderen Orten mehr langfristig im Voraus binden, die Pandemie hat diese Tendenz noch verschärft. Teurer ist die Anreise, der Aufenthalt, die Verköstigung. Auch wenn immer wieder von vergünstigten, ja sogar billigen Tickets die Rede ist: Das sind wenige, und die sind rasch vergeben. Das Gros der Karten ist nicht wirklich billig.

Glamouröse «Dreigroschenoper»

Berühmte Interpreten, die das Grosse Salzburger Festspielhaus (2179 Plätze) oder den Grossen Saal im KKL Luzern (1898 Plätze) füllen, werden immer rarer. Denn die wenigsten haben noch einen langfristigen Plattenvertrag, und für die Promotion müssen sie inzwischen meist selber aufkommen. Auch die Stars der Oper beehren immer seltener Salzburg in szenischen Produktionen. Jonas Kaufmann oder Elina Garanca hört man dort nur noch in Konzerten oder an Liederabenden, Anna Netrebko ebenso; ausserdem ist die Russin gegenwärtig politisch nicht gelitten. Also muss es an der Salzach allsommerlich die Litauerin Asmik Grigorian reissen, die dort 2018 als Salome berühmt wurde. 2023 ist sie Verdis Lady Macbeth.

Bei den 6659 Sitzen der Bregenzer Seebühne müssen es meist die populären Operntitel sein, die die Massen locken – so wie diesen Sommer Puccinis «Madame Butterfly». In Bayreuth sagten die Tenöre reihenweise ab, sie konnten zum Glück adäquat oder sogar besser ersetzt werden. In München bekommt man für

alles Karten ausser für die zweite Festspielpremiere, Händels fein besetzte «Semele». Von Krise mag aber keiner reden. Obwohl die staatliche Kulturförderung beim Status quo bleibt oder sinkt.

Auch in Aix, dort sind die sechs Premieren nach einer Woche alle durch, war es nicht komplett ausverkauft, aber alles ist gelungen. Berlins Schaubühnenchef Thomas Ostermeier gelang eine glamouröse, aber doch in Massen kritische «Dreigroschenoper» von Brecht/Weill

Der Aix-Chef Pierre Audi hat es verstanden, der Welt von heute durch die Kunst ins Auge zu blicken.

als Musiktheaterdebüt, mit Schauspielstars der Comédie-Française. Das Komponisten/Librettisten-Duo George Benjamin und Martin Crimp schuf mit «Picture a Day like This» ein sanft melancholisches Kammerstück über die Suche nach dem Glück. Dmitri Tcherniakov spitzte als Regiepsychologe Mozarts Liebes-



Insel der Seligen: Festival Aix-en-Provence.

experiment «Cosi fan tutte» mit einer bewusst älteren Sängerbeseztzung herb-böse zu.

Simon McBurney und Simon Rattle begeisterten mit einem bewegend-stimmungsvollen «Wozzeck» (mit Christian Gerhaher in der Titelrolle). Und auch ein queer-aktivistisches Kindergarten-Singspiel mit Barockinstrumenten namens «The Faggots and Their Friends between Revolutions» sowie der exzellente Jungpultstar Klaus Mäkelä aus Finnland mit drei Strawinsky-Balletten hatten in diesem Rahmen ihre Berechtigung.

Aix ist eine Insel der Seligen als perfekte Stadtkulisse des französischen Südens, während dreissig Kilometer weiter, in Marseille, Unruhen toben. Aber der Aix-Chef Pierre Audi hat es dennoch verstanden, der Welt von heute durch die Kunst ins Auge zu blicken, alte Werke durch die Brille des Heute zu betrachten – und zerstörte, verängstigte Menschen zu erspähen. Auf dass auch das Publikum seine Katharsis erlebe, neben der Freude an dem Schönen und Guten. So werden Festspielträume wahr – gerade in diesen Zeiten.

Serie

Lasso gegen Depressionen

Stefan Millius

Ted Lasso (USA 2020–2023): von Bill Lawrence, Jason Sudeikis, Brendan Hunt und Joe Kelly.

Mit Jason Sudeikis, Hannah Waddingham u. a. 3. Staffel bei Apple TV+

Verkauft wird die Serie unter dem Label «Comedy». Aber eigentlich ist sie eine verfilmte Psychotherapie, und die Kosten für das Streaming-Abo müsste die Krankenkasse übernehmen. «Ted Lasso» ist Wellness fürs Gemüt. Man fühlt sich danach einfach besser, ohne genau zu wissen, weshalb. Jedenfalls funktioniert die Serie nicht nach dem Strickmuster einer billigen Verwirrungskomödie mit absehbarem Happy End.

Das Geheimnis liegt in der absurden Ausgangslage. Der amerikanische College-Foot-

balltrainer Ted Lasso (Jason Sudeikis), der nicht einmal weiss, dass ein Fussballspiel aus zwei Halbzeiten besteht, übernimmt ein englisches Fussballteam. Seine Aufgabe wäre es eigentlich – einer Kampscheidung der einstigen Besitzer der Mannschaft geschuldet –, den Klub in Grund und Boden fahren zu lassen. Er wurde förmlich für das Herbeiführen von Niederlagen angeheuert.

Aber Lasso weiss das nicht, und weil er eine Seele von Mensch ist, käme er auch nie auf die Idee, dass jemand eine solche Intrige spinnen würde. Also gibt er frohgemut sein Bestes. Zum Pech der Klubbesitzerin erweisen sich sein fussballerisches Unwissen, seine Naivität und seine Gabe, in jedem das Gute zu sehen, als eine Kombination, welche die Spieler zu Höchstleistungen motiviert und die Fans in Ekstase versetzt. Bis es für den Klub schliesslich wirklich ums Siegen geht. Was, wenn man es dann mal will, auch wieder nicht so einfach ist.

Dem amerikanischen Schauspieler Jason Sudeikis, der die Titelfigur entwickelt und die Rolle auch selbst übernommen hat, ist ein Kunststück gelungen: leichte, aber nicht seichte Unterhaltung in einer Geschichte über eine Fussballmannschaft, die man sich auch ansehen will, wenn man mit dem runden Leder überhaupt nichts anfangen kann. Das alles garniert mit einem exakt dosierten Schuss Übertreibung in der Handlung.

Auch die anderen Figuren sind im perfekten Massstab überzeichnet: genügend, um für pausenlose Heiterkeit zu sorgen, aber nicht bis hin zur Unglaublichkeit. Die Internationalität des Fussballs schafft zudem die

Die südamerikanische Diva, der französische Lebemann, der englische Bullterrier: Alles ist dabei.

Möglichkeit, mit kulturellen Klischees zu arbeiten. Die südamerikanische Diva, der französische Lebemann, der englische Bullterrier aus dem Arbeiterviertel: Alles ist dabei.

Das kommt an, wie neben den Publikumszahlen auch elf Emmys und zwei Golden Globe Awards beweisen. Neben der grossartigen Darstellerleistung ist das in erster Linie das Verdienst der Autoren. Sie beweisen, dass es für die perfekte Story nicht viel braucht, zumindest als Grundlage. Man muss nur das Grundgesetz auf den Kopf stellen, dass es einer Fussballmannschaft immer ums Gewinnen geht. Dazu noch eine Prise Kulturclash durch einen eingefleischten Amerikaner mitten in London – der Stoff schreibt sich danach wie von selbst.

«Ted Lasso» schwächelt auch in der kürzlich erschienenen dritten Staffel nicht. Apple TV+ präsentiert für einmal eine Serie, bei der man beim besten Willen nicht einsehen möchte, warum sie jemals enden sollte.





Zerbrechlich, aber nie schwach: Schauspielerin und Sängerin Birkin.

Nachruf

Jane Birkin (1946 – 2023)

Mathias Haehl

Nach dem Tod von Jane Birkin verneigte sich Präsident Emmanuel Macron vor der gebürtigen Londonerin als «französischer Ikone, die Freiheit verkörperte». Denn die Sängerin und Schauspielerin war die bestgeliebte Britin der Grande Nation, wo sie bis zuletzt lebte und wirkte. Sie schien in Turnschuhen, Jeans und Männerhemden förmlich durch ihr Leben zu schweben: hauchende Stimme, entrücktes Lächeln mit entzückender Zahnlucke, zierliche Figur mit langen Beinen – eine Stil-Ikone modern androgyner Sexualität.

Als dem Hippie-Girl 1981 im Flugzeug Utensilien aus der Tasche fielen, mokierte es sich beim Sitznachbar darüber, dass es, ach, leider keine praktischen Handtaschen gebe. Dieser, Jean-Louis Dumas, Chefdesigner und später CEO von Hermès, designte mit ihr auf dem Spuckbeutel spontan die Birkin Bag mit Innentaschen – heute noch werden 8000 bis 33 000 Franken für das rare Luxusteil bezahlt.

1946 in London als Tochter einer Schauspielerin und eines Offiziers geboren, tanzte Jane Birkin in Paris ab Ende der sechziger Jahre im Mini-rock von Fest zu Party. «Ich war ein lustiges, sexy Ding mit einem dämlichen Akzent.» Stil-sicher bewies sie ein glückliches Händchen bei der Auswahl ihrer engsten Wegbegleiter. Sie liebte die Männer, denn «ich brauchte immer jemanden an meiner Seite, um mich komplett zu fühlen». Darunter drei kreative Künstler: der Komponist John Barry (Heirat 1965), der Musiker Serge Gainsbourg (1969–1980) und danach der Filmemacher Jacques Doillon. Birkin hatte mit jedem eine Tochter: Kate starb 2013 mit 46 Jahren bei einem tragischen Fenstersturz, Charlotte (52) und Lou (41) verwirklichten sich wie ihre Mutter in Film und Musik.

Mit neunzehn Jahren nackt im Film

Burschikos und doch zutiefst weiblich, äusserst natürlich und stets authentisch, so schätzte man sie. Sie mochte zerbrechlich wirken, schwach war sie nie. Im Gegenteil: voller Energie und stets Perfektionistin. Birkin lebte und kleidete sich freizügig und posierte mit neunzehn Jahren nackt im Film «Blow-up» von Michelangelo Antonioni; sie spielte in «La piscine» neben Alain Delon und Romy Schneider; sie verzauberte ihr

Publikum mit mädchenhaftem Charme in rund fünfzig Filmen. Grossherzig war sie bei humanitären Einsätzen wie im Bosnienkrieg.

Späten Ruhm erlangte Jane Birkin ab 1998 mit Pop-Alben. Dreimal durfte ich sie treffen, und immer verlängerte sie die anberaumte halbe Stunde grosszügig, weil sie gerne aus ihrem reichen Leben erzählte: Liebe und Familiensinn, Musik und Film, die verehrten Töchter und ihre Bulldogge. Zentrum blieb stets, auch nach seinem Tod 1991, Serge Gainsbourg. Über den Troubadour-Rabauken, den sie wegen seiner Eifersucht und seiner Alkoholexzesse verliess, sagte sie jedes Mal: «Ich war ein Niemand, und Serge schenkte mir seine besten Jahre.»

Der wilde Franzose mit Hang zur steten Provokation und die zarte Britin krönten ihre *Amour fou* 1969 im Chanson «Je t'aime... moi non plus». Die erotischste Ode ans Liebemachen setzte der Vatikan auf den Index, viele Radios boykottierten sie – in der Schweizer Hitparade lag der rührende Schmachtfetzen acht Wochen auf Platz eins. Jetzt wird die Hymne der sexuellen Revolution wieder gespielt, seit man Jane Birkin letzten Sonntag im Alter von 76 Jahren tot in ihrer Pariser Wohnung fand. Sie hatte seit Jahren mit Blutkrebs gekämpft, nun ergab sie sich in die Arme ihres geliebten Serge.

Film

Pinke Bonbonwelt

Wolfram Knorr

Barbie (USA, 2023) von Greta Gerwig.
Mit Margot Robbie, Ryan Gosling, Will Ferrell

Jetzt tanzen auf der Leinwand die Puppen, und im Mittelpunkt der Star: Barbie, der Liebling aller kleinen Mädchen. Warum, so fragte sich Mattel, einer der grössten Spielzeug-Hersteller der Welt, soll man das Infantil-Vergnügen Konkurrenten wie Marvel und DC Comics mit ihren Superhelden und Nintendo mit seinem Super Mario überlassen? Zumal der Trend nach Pan-

*Sex gibt es natürlich nicht,
nur keckes Rumgegacker.
Irgendwann will Barbie mehr.*

demie und Zukunftsängsten wieder eindeutig in Richtung Knallfrosch-Pubertäts-Lustigkeit geht. Und da die inflationären Superkasperfilme an Zuspruch verlieren, kommt die pinkfarbene Plastikpuppe mit Schwanenhals, Wespentaille und Flamingobeinen nicht ungelegen.

Und da sich zwei ausgewiesene intelligente Erwachsene mit der giftfarbenen Traumsuse beschäftigten, kann man erwarten, dass ihre «Barbie» keine klebrige Hab-Sonne-im-Herzen-Geschichte sein wird. Immerhin stammen von Greta Gerwig «Lady Bird» und «Little Women» und von Noah Baumbach «Frances Ha» und «White Noise». Sie eine bekennende Feministin, er ein filmischer Eigenbrötler.

Schrille Scherze

Was aber hat die beiden veranlasst, die zwar populärste, aber auch sterilste Kitsch-Infantil-Kreation aufzugreifen? In den Nachkriegsjahren wurde sie nach einer Comicfigur von einem Deutschen modelliert, von den Mattel-Gründern aufgegriffen und für den US-Markt «plastifiziert». Diesen pinkfarbenen Konsum-(alb)traum zu parodieren, ist eigentlich simpel, schönstes Entertainment des Sinnfreien, frei nach Kierkegaards «negativer Abstosskraft» gegen ständige Sinnhaftigkeitsforderungen.

Auch das ein Kino-Trend, und Barbie ist die vorläufige Klimax. Aber diese «Entleerungs-Seligkeit» ist nicht neu. In den 1950ern, dem Wirtschaftswunder-Wohlstand, in dem Barbie ihr «Sozialleben» begann, der Föhnfrisur-Freund Ken und Freundinnen ihr zur Seite gestellt wurden, ergoss sich auch eine Weichspüler-Wonnewelle über die Kinoleinwand. Lupenrein

aseptische Melodramen, die das bürgerlich-puritanische Amerika zelebrierten.

Es waren gelackte Familienfilme, in denen plappernde Kinder ihre Rollenkonfliktchen einbrachten und Aktrizen wie Jane Wyman vorwurfsvoll und edel blickten, um Rock Hudson und Co. zu läutern. Sie provozierten aber auch Parodien und die Enthüllung des Verdrängten. Russ Meyer mit seinen Wonnewunderweiberfilmen war so ein Fall. Auf den Plakaten sahen seine «Superhexen» mit ihren Donnerbusen wie aufgeblasene Rinnstein-Barbies aus.

«Barbie» ist auf dem Weg, ein Riesen-Hype zu werden. Nicht nur wegen der Macher, auch die Besetzung lässt sich sehen. Margot Robbie als quirlig-aufgebrezelte Barbie, Ryan Gosling als sauber geschrubbter Ken, Will Ferrell als CEO von Mattel. Die Story ist eine wilde Mixtur aus Werbefilm-Groteske, Musical, Highschool-Klamauk und Comic. Barbieland ist eine grelle Super-Konsumwelt. Die Frisuren sitzen, Kosmetik, Klamotten, Designs, einfach alles.

Wer in dieser pinken Bonbonwelt leben will, muss sich an die Normen halten. Barbie ist sozusagen die Hausherrin, zusammen mit ihrem Freund Ken, einer queeren Figur. Sex gibt es natürlich nicht, nur keckes Rumgegacker. Irgendwann will Barbie mehr und muss Barbieland verlassen – in die reale Welt. Nicht auf Schusters Rappen, aber mit Birkenstock an den Füssen. Das erleichtert den Eintritt in die graue Welt. Aber die ist auch voller Plastik. Gerwig und



Keckes Rumgegacker:
Ken (Ryan Gosling) und Barbie (Margot Robbie).

Baumbach treiben schrill ihre Scherze, die erwartbare Moral hätten sie sich sparen sollen.

Bevor «Barbie» in die Kinos kam, wurde ausgerechnet dieser Glitter-Nonsens («Der Barbie-Film benötigte so viel rosa Farbe, dass er zur weltweiten Knappheit beitrug») zum Politikum: Vietnam verbot ihn wegen einer gemalten Weltkarte, die einmal zu sehen ist. Hanoi reagierte stinksauer, weil eine alte Grenze, die sogenannte Neun-Striche-Linie, eingezeichnet sei, mit der China Ansprüche auf weite Teile des Südchinesischen Meeres erhebt.

Jazz

Unverschämt intelligente Musik

Peter Rüedi

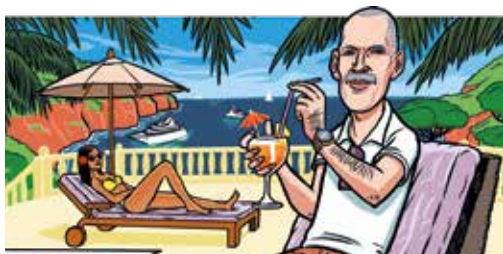
Hausquartett: From the Cadavre Exquis Collection. Leo Records LR 932

Seit bald einem Vierteljahrhundert gibt es diese Band, die sich wegen ihrer regelmässigen Auftritte in der Badener «UnvermeidBar» mit viel Understatement Hausquartett nennt. Klingt provinziell. In Wahrheit ist die Combo mit dem Pianisten Christoph Baumann, dem Saxofonisten (und Bassklarinettenisten) Christoph Grab, dem Kontrabassisten Hämi Hämmerli und dem Drummer Tony Renold eine der spannendsten Formationen im Schweizer Jazz; ein vitaler und subtiler *complesso* im Wortsinn: komplex und ausgelassen.

Während der Isolation im Corona-Lockdown, als für viele fertig war mit lustig, erinnerte sich Baumann an ein witziges Verfahren, mit dem er schon zusammen mit seinem 1995 aus dem Leben geschiedenen Freund Urs Blöchliger experimentiert hatte. Ihre Grossformation hiess Cadavre Exquis, nach einem ernsthaften Spass der Surrealisten. Einem Spiel auch von Kindern, in dem einer eine Zeichnung (oder auch einen Satz) dem nächsten weiterreicht, aber so gefaltet, dass der das Werk seines Vorgängers nicht mitbekommt. Analog dazu entwickelten die Musiker des Quartetts während der Pandemie je eigene Einfälle, von denen sie nur den letzten Partikel sozusagen als Kuppung übermittelten.

Nun verhindert der Spass eines solchen Coitus interruptus mit Absicht Logik, Kontinuität und kollektive Interaktion – alles für eine Jazzcombo unerlässliche Qualitäten, und schon gar für eine Truppe von so expliziter «offener Kompaktheit» wie das Hausquartett. Was also als Live-Mitschnitt aus der «UnvermeidBar» vorliegt, ist gewissermassen die Erweckung der aus Leichteilen zusammengesetzten frankensteinschen Monster. Die dienen hier, wie sonst komponierte Themen, als Basis zu gemeinsamen improvisatorischen Raumflügen. Die sind allerdings von einer geradezu entfesselten Spielfreude, Vielfalt und grossem Witz: Grabs fettes Tenorsax und dunkelholzige Bassklarinetten (zitiert er mal kurz das Fragment eines veritablen Blues, klingt er wie ein alter Texas-Tenor) wachsen am Widerstand von Baumanns provokativ orchestralem Piano, Hämmerlis sonorem Bass (alte Schule, ein Echo aus den Tagen von Paul Chambers, Ray Brown oder Wilbur Ware) und Renolds ebenso feinsinnigem wie druckvollem, gelegentlich ohne Rücksicht auf Verluste swingendem Schlagzeug. Unverschämter, unverschämt intelligenter Jazz.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Ich, der Nicht-Wähler

Mark van Huisseling

Jüngst konnte man in einigen Zeitungen lesen respektive im World Wide Web sehen, was Schweizer Wählerinnen und Wähler am meisten ärgert beziehungsweise welchen Parteien sie ihre Stimme geben würden, wenn bereits jetzt das Parlament gewählt würde (und nicht erst im Herbst; SRG-Wahlbarometer, erhoben von Sotomo im Juni 2022). Meinungsumfragen, lernte ich schon vor über dreissig Jahren während des Volontariats, lassen die Redaktionen

Mein Vorbild war ein gescheiter Kopf, sehr wohl in der Lage, politische Entscheide zu fällen.

dann durchführen, wenn wenig los ist – was man zurzeit wirklich nicht behaupten kann – oder einem keine besseren Geschichten einfallen, nebenbei erwähnt.

Ihnen kann ich's ja sagen: MvH hat aufgehört, von seinem Stimm- und Wahlrecht Gebrauch zu machen, vor 25 Jahren oder so. Mein Vorbild in dieser Sache war ein damaliger Ressortleiter, ein gescheiter Kopf, sehr wohl in der Lage, scharfe politische Entscheide zu fällen. Er verschaffte sich jeweils einen Überblick über Kandidaten, Parteien, Programme und/oder Vorlagen, um dann – nichts zu tun. Ich tue es ihm gleich. Worauf ich mir nichts einbilde, nur zum Sagen, es scheint mir bloss die angebrachteste Haltung.

Was die Wähler derzeit am meisten ärgert, verkürzt: Klimakleber, Gender-Debatte («Wokeness») sowie Aufweichung der Neutralität respektive zunehmende Polarisierung auf der konservativen/bürgerlichen Seite (SVP,

FDP). Beziehungswise Passivität trotz Klimakatastrophe, Credit-Suisse-Misswirtschaft/-Boni plus Hetze gegen Benachteiligte bei den Fortschrittlichen und Linken (Grüne, SP, GLP); Wähler der Mitte-Partei ärgern sich ungefähr gleichmässig über die Top-Nennungen aus beiden Lagern.

Gerne überlasse ich die Mikroauswertung der Ärgernisse-Veränderungen und die Frage, was das für die Wähleranteile in drei Monaten allenfalls heissen könnte, kundigen Kollegen. Stattdessen erlaubt sich Ihr Kolumnist einen Blick aufs *big picture*, auf das grosse Ganze.

Wer sich vor Veränderungen fürchtet und möchte, dass die herrschende Ordnung möglichst nicht *zunderobsi* gekehrt wird, wählt bürgerlich oder konservativ – denn SVP und FDP versprechen Schluss mit der Gender-Debatte wenigstens, wenn schon nicht mit dem unterliegenden Problem (so verstehe ich die Umfrage), mit Klima-Klebern und verlangen ausserdem Finger weg von der Neutralität. Wer dagegen Klima-Aktivismus wünscht – da die Verlangsamung oder gar das Aufhalten des Klimawandels denkbarerweise eine zu grosse Aufgabe ist – sowie Banken irgendwie strafbarer führen und die Chefs schlechter bezahlen möchte, bevorzugt Grüne und Linke («Hetze gegen Benachteiligte/Minderheiten») geht in Richtung Identitätspolitik, was Gesinnungsethiker wohl mögen, in meinen Augen aber vor allem der Partei dient, die sich zusätzliche Stimmen von Benachteiligten/Minderheiten verspricht).

Die Ärgernisse der Wähler sind die Herausforderungen für die Gewählten. Schliesslich befördert man jemanden ins hohe Amt, damit er/sie dann die Lage verbessert, könnte man meinen. Scheint aber nicht der Fall zu sein. Jedenfalls findet man auf den Spitzenplätzen der Liste «Grösste politische Herausforderung» mehrheitlich ganz andere Einträge: Krankenkassenprämien (am wichtigsten für 38 Prozent der Befragten), Klimawandel (die Ausnahme, die die Regel bestätigt), Zuwanderung, Versorgungs- und Energiesicherheit, Reform Altersvorsorge (23 Prozent), gute Beziehungen zur EU ... Wohingegen Wirtschaft, Wettbewerbsfähigkeit (also Credit-Suisse-Misswirtschaft/-Boni) keine richtige Herausforderung zu sein scheint (nur wichtig für 11 Prozent), aber immer noch mehr Leute

umtreibt als das *Probleml* «Gleichstellung der Geschlechter» (8 Prozent).

Hatte Peter Alexander recht, als er «Glücklich ist, wer vergisst, was doch nicht zu ändern ist» sang? Entscheiden sich die meisten Wählerinnen und Wähler darum für die Partei, die in Aussicht stellt, sich um Dinge zu kümmern, die zwar nicht besonders bedeutsam sind, aber wenigstens beeinflussbar? Möglich. Doch Vorsicht, von dort ist's nur noch ein kleiner Schritt zur Haltung von MvH und seinem Vorbild/Ressortleiter: sich einen Überblick über Parteien und Programme zu verschaffen. Um dann nichts zu tun und niemanden zu wählen.



UNTEN DURCH

Mister President

Linus Reichlin

Die Demokratie in den USA hat einen grossen Vorteil: Wenn man bei einer Präsidentenwahl weiss, welcher Kandidat über mehr Wahlkampfspenden verfügt, kann man mit einer Genauigkeit von 90 Prozent vorhersagen, dass dieser Kandidat die Wahl gewinnen wird. Das nennt man Transparenz. Von vornherein steht auch schon fest, dass niemand US-Präsident werden kann, dem weniger als eine

Dann wäre ich jetzt einer von denen, deren Anruf ins Oval Office durchgestellt wird.

halbe Milliarde Dollar an Spendengeldern zur Verfügung steht. Mit so wenig Geld gewinnt man heutzutage grundsätzlich nicht mehr, egal, welche politischen Ansichten und Werte man vertritt. Der Preis für einen Wahl-

gewinn beträgt derzeit rund 1,3 Milliarden Dollar. Stünde einem Kandidaten eine halbe Milliarde mehr zur Verfügung als seinem Gegner, würde dieser Kandidat die Wahlen auch dann gewinnen, wenn er in der TV-Debatte zuerst furzen und dann erklären würde, er esse am liebsten Chinesisch und sei befreundet mit Xi Jinping. Nun könnte man sagen: Pfui, die amerikanische Demokratie ist käuflich! Stimmt – aber gerade das ist das Tolle an ihr, denn man weiss ja, wer die Käufer sind! Es ist kein Geheimnis, welcher Konzern wie viel für Biden, für Obama oder für Trump gespendet hat, das steht alles in den entsprechenden Listen. Folglich weiss man immer genau, wer in Washington regiert.

Nehmen wir mal an, ich hätte, anstatt Kolumnen zu schreiben, die weltbesten Lenkraketen hergestellt, und um ein Zeichen gegen die Gerontophobie zu setzen, hätte ich bei der letzten Präsidentschaftswahl zehn Millionen für Bidens Kampagne gespendet. Dann wäre ich jetzt einer von denen, deren Anruf ins Oval Office durchgestellt wird. Für zehn Millionen kriege ich zehn Minuten Gesprächszeit mit dem Präsidenten pro Jahr. Wenn ich klug bin, mache ich daraus dreimal 3,3 Minuten, verteilt über das Jahr. Und jedes Mal sage ich: «Mister President, machen Sie endlich die Russen in der Ukraine platt, und falls Sie Lenkraketen brauchen, wissen Sie ja, wo Sie die kriegen.» –

«Quatsch, so läuft das bestimmt nicht», sagte mein Freund Bruno, als ich es ihm erzählte. «Du hast recht», sagte ich, «es läuft so: Ich spreche mich zuerst mit anderen Multimillionenspendern von Bidens Kampagne ab, die ähnliche wirtschaftliche Interessen haben wie ich. Und wenn wir insgesamt bei einem Spendenvolumen von hundert Millionen sind, rufe ich Biden an und sage: «Mister President, ich habe gerade mit Dings gesprochen, mit Bums, mit Krethi und mit Plethi, und wir sind alle der Meinung, dass Sie Folgendes tun sollten.» – «Nein», sagte Bruno, «ich meinte, die Spender und der Präsident siezen sich doch nicht! Die sagen am Telefon nicht «Mister President», die sagen «Hey Joe.» – ««Hey Joe» sagt nur Jimi Hendrix», sagte ich, «aber egal, darum geht's doch gar nicht!»

Aber Bruno beharrte darauf, dass es genau um diese kleinen Details geht. So ist

es immer! Man erklärt den Leuten, wie die US-Demokratie funktioniert, aber entweder sagen sie «Das weiss ich doch schon alles», oder sie geben irgendeinen Unsinn von sich («Aber Bob Dylan ist nicht korrupt»). Ich sagte: «Weisst du was, Bruno? Ich spende 200 Franken für den Kauf deines neuen Kühlschranks, wenn du jetzt den Mund hältst und mir zuhörst!»

Bruno war einverstanden. Für eine Spende von 10 000 Franken hätte er sich vor mir niedergekniet und gesagt: «Deine Kolumnen sind Gottes Werk.» Er hätte es ungern gemacht, aber er hätte es getan: Vollzug mit Reue – das ist das Prinzip der demokratischen Abläufe in einer modernen Plutokratie. So. Und wenn mir jetzt jemand auf mein Konto bei der ZKB 20 000 Franken überweist, schreibe ich in dieser Kolumne über ihn zwar nicht alles, was er will, aber vieles, und danach werde ich es bereuen – in einem Luxusresort auf den Seychellen.



SEX Hin- und herwechseln Dania Schifftan

Ich weiss nicht, ob das wahr ist. Was ich beobachte, ist, dass die Gesellschaft mit Frauen, die öffentlich Zärtlichkeiten austauschen, anders umgeht. Für Frauen ist es selbstverständlicher, sich in der Öffentlichkeit zu küssen, zu streicheln, zu berühren und einander körperlich nahe zu sein. Sie sitzen einander auf dem Schoss oder gehen Hand in Hand, ohne dass sie mit Fragen zu ihrer Sexualität konfrontiert werden. Bei Männern ist das nicht so. Sind Männer in der Öffentlichkeit zärtlich zueinander, kommt häufig Widerstand auf. Sie sind eher genervten Blicken,

geringschätzigen Kommentaren oder Fragen ausgesetzt, und ihre sexuelle Ausrichtung wird schneller Thema.

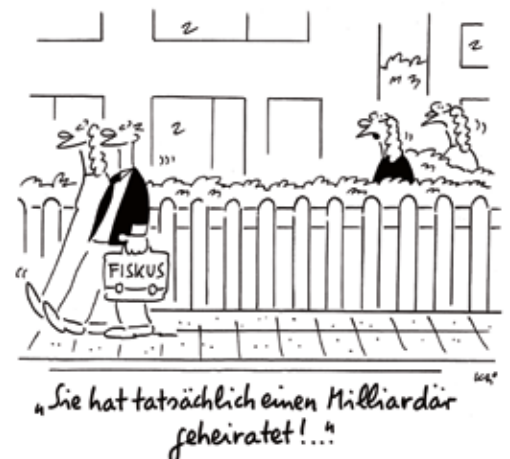
Grundsätzlich stellt sich die Frage, warum uns das Hin- und Herwechseln irritiert. Menschen haben ein Genital, ein Herz und eine Sexualität. Wie sie diese ausleben, kann

Für Frauen ist es selbstverständlicher, sich in der Öffentlichkeit zu küssen

sich je nach Lebensphase, Erfahrungen und Gegenüber auch ändern. Die Idee, dass wir ein fest definiertes Etwas sind und das für den Rest unseres Lebens bleiben, ist Quatsch. Menschen, die gerne in Kategorien einteilen, sind irritiert, wenn sie beobachten, wie andere ihre Sexualität auf verschiedenen Spielwiesen ausleben. Menschen, die gerne experimentieren, fühlen sich unter Druck gesetzt beim Gedanken, sich in eine Kategorie einordnen zu lassen. Leider müssen sich Menschen, die ihre Sexualität mit Menschen unterschiedlichen Geschlechts ausleben, heute immer noch rechtfertigen, erklären und manchmal sogar verteidigen. Männer noch mehr als Frauen, weshalb es vielleicht so wirkt, als wechselten Frauen häufiger hin und her.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an
dania@weltwoche.ch





THIEL

Akademikereltern

Kind: Was ist Klimaerwärmung?

Mama: Das ist, weil die Amerikaner, also die weissen Männer, die mit dem Schiff nach Amerika fuhren, das eigentlich gar nicht Amerika heisst, weil das ist ein Name, den die weissen Männer erfunden haben ...

Kind: Wie heisst Amerika richtig?

Mama: Na, so, wie die Indianer, die übrigens auch nicht Indianer heissen, halt gesagt haben, bevor die weissen Männer, also die hatten ja irrtümlich geglaubt, Amerika sei Indien ...

Kind: Wieso nannten sie Amerika denn Amerika und nicht Indien?

Mama: Vermutlich damit niemand merkt, dass sie in Amerika die Inder ausgerottet haben, die sich dann im Nachhinein allerdings nicht als ausgerottete Inder, sondern als ausgerottete Indianer entpuppten, dabei waren sie, wie gesagt, nicht einmal das.

Kind: Sondern?

Mama: Inuit.

Kind: Und die Klimaerwärmung?

Mama: Die Inuit, also ich meine nicht die Eskimo im Norden, das darfst du übrigens nie sagen ...

Kind: Was darf ich nie sagen?

Mama: Eskimo. Also nicht diese meine ich, sondern die Inuit im Süden, also eigentlich die Indianer, sagen wir mal die Südinuit, die haben Regentänze gehabt, mit denen sie das Klima retten konnten, und seit die weissen Männer die Inuit ausgerottet haben, kann niemand mehr das Klima retten.

Kind: Das ist schlimm.

Mama: Ja, und deshalb wollten wir eigentlich auch gar keine Kinder haben, die andere Mama, also der andere Genderforscher, der früher Papa war und jetzt die andere Mama ist, und ich.

Schlaf gut.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Weisses Haus von Wiesbaden

Ein bekanntes Schweizer Architekten-Duo baute in Deutschland eine schillernde Villa nach amerikanischem Vorbild.

In der Villa Söhnlein-Pabst steckt so viel Geschichte, dass man Bücher füllen und Filme drehen könnte. Wir verdichten. Besitzer Friedrich Wilhelm war der Sohn von Johann Jacob Söhnlein (1827–1912), Sie ahnen es, von jenem Mann, der die Rheingauer Schaumweinfabrik gründete. Als Wagner-Bewunderer und «Ring des Nibelungen»-Fan rief er 1876 die erste deutsche Sektmarke Rheingold ins Leben. Kaiser Wilhelm I. verfügte, dass kaiserliche Kriegsschiffe nur mit Söhnlein-Sekt getauft werden durften. Dies führte 1902 in New York zum deutsch-französischen «Champagnerkrieg». Präsidententochter Alice Roosevelt zerschlug bei der Taufe der von Wilhelm II. in Auftrag gegebenen «Meteor», wie es sich gehörte, eine Flasche Champagner. Diese war heimlich durch einen Moët-&-Chandon-Champagner ausgetauscht worden. Es folgte ein zweijähriger Rechtsstreit.

Zurück zur Villa. Der Hesse Söhnlein wollte seiner amerikanischen Frau Emma Pabst von der gleichnamigen Braudynastie (u. a. Pabst-Blue-Ribbon-Bier) etwas heimatliche Gefühle bieten und liess in der Landeshauptstadt Wiesbaden am Warmen Damm ein Herrenhaus im Stil des amerikanischen Regierungssitzes errichten.

Seither nennt man es das Weisse Haus von Wiesbaden. Es waren die Schweizer Otto Pflughard und Max Haefeli, die den Auftrag zwischen 1903 und 1906 umsetzten. Diese gehörten Anfang des 20. Jahrhunderts zu den wichtigsten Baumeistern der grössten Schweizer Stadt. Unter anderem entwarfen sie das Geschäftshaus zur Trülle, das Swiss-Life-Brannhof-(vormals Manor-)Gebäude, beide an der Bahnhofstrasse, und die Villa Coninx, die Residenz des deutsch-schweizerischen Tages Anzeiger-Verlegers Otto Coninx-Girardet (1871–1956). Ein weiteres Pflughard-Haefeli-Gebäude wurde gar Teil der Weltliteratur: das Sanatorium Schatzalp (1900), das als Schauplatz von Thomas Manns Jahrhundertroman «Der Zauberberg» in die Geschichte einging.

1944 verkaufte die Familie Söhnlein-Pabst das Anwesen gemäss der FAZ für 462 000 Reichsmark an die NS-Wohlfahrt, 1945 beschlagnahmten die Alliierten das Gebäude. Bis 1990 nutzte es die amerikanische Militärbehörde. Danach ging die Villa ans Land Hessen über, seit 2005 ist das Weisse Haus von Wiesbaden wieder in Privatbesitz. Das richtige Weisse Haus in Washington erbaute übrigens der irische Architekt James Hoban, im Jahr 1800.



Heimatliche Gefühle: deutsche Villa Söhnlein-Pabst.



DIE WELTWOCH

Weltwoche Digital

Vielen Dank für Ihre Treue!

weltwoche.ch





Seit 47 Jahren verheiratet:
Silvana und Andy Egli, Fussball-Legende.



Familien-sache: Unternehmer Daniel Kallay, Töchter Nayla, 11, und Danya, 9.



«Einzigartig schön»:
TV-Star Sandra Studer.



Seespiele-Geschäftsführer Oliver Burger, Nicole und Andres Gerber, Präsident FC Thun.



Auf eine gelungene Premiere:
Seespiele-Präsident Freddy Burger, Ehefrau Isabella, Theres und Albert Rösti, Bundesrat.

BEI DEN LEUTEN

Musical-Magie am See

An den Thunerseespielen wird dieses Jahr der berühmte «Dällebach Kari» aufgeführt. Mit grossem Erfolg!

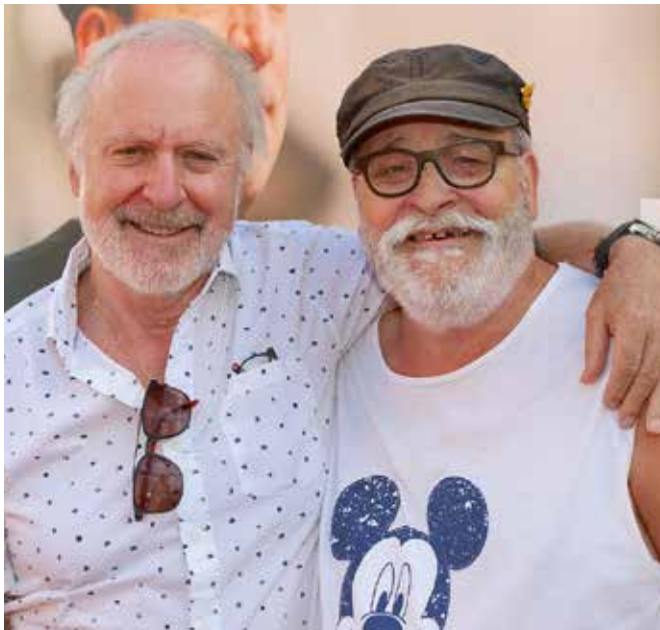
André Häfliger

Der Himmel ist leicht bewölkt, ein lauer Abendwind weht über dem schönen Thunersee. Bundesrat **Albert Rösti** ist begeistert. «Was für eine herrliche Stimmung», sagt der Magistrat aus Kandersteg. Es sei ein Glücksfall, dass **Freddy Burger** als Präsident und sein Sohn **Oliver** als Geschäftsführer vor vier Jahren die Seespiele übernommen hätten. «Das ist auch eine Garantie für die Zukunft», so Rösti. Für 2024 wurde das Musical «Mary Poppins» angekündigt. Rösti kam in Begleitung seiner charmanten Gattin **Theres**. Wie geht es ihr sieben Monate nach Amtsantritt ihres Ehemannes? «Danke, gut», sagte die zweifache Mutter. «Es war eine grosse Umstellung. Gut ist, dass wir alle unsere eigenen Aufgaben im Leben haben.» Und Leidenschaften, wie Pferde. Da gibt es aber ein kleines Problem: **Livia**, das Fohlen der Röstis neben **Pony Rosy**, trägt denselben Namen wie ein anderes ihrer Pferde. «Wir werden es sicher nicht umtaufen», so **Theres Rösti**.

Zurück an den Thunersee. «Dällebach Kari» erntete wie letztes Jahr mit «Io senza te» tosenden Applaus der 2500 Fans. «Das muss man

einfach gesehen haben», sagte Sänger **Florian Ast**. TV-Star **Sandra Studer**: «Es ist einzigartig schön.» Schauspieler **Walter Andreas Müller**: «Fantastische Kulisse, tolle Musik und geniale Besetzung, bravo!» Von nichts kommt nichts: Die Spiele haben ein Budget von sechs Millionen Franken. **Oliver Burger**: «20 Prozent steuern unsere Sponsoren bei, der Rest sind Ticketeinnahmen.» Die Crew umfasst 250 Personen, ohne das ausgezeichnete Catering-Team.

Erstmals in der zwanzigjährigen Geschichte der Seespiele kehrt übrigens ein Musical zurück. Gespielt wird bis zum 26. August. Die Geschichte handelt vom Berner Stadtoriginal **Dällebach Kari**. Wegen seiner Lippenspalte und dem damit verbundenen Sprachfehler wurde Kari ausgegrenzt. Mit beissendem Witz kämpfte der Coiffeurmeister aber erfolgreich um Anerkennung. 1900 eröffnete er seinen Friseursalon und verliebte sich in die Fabrikantentochter **Annemarie**. Als ihre Eltern die Beziehung verboten, suchte Kari im Alkohol Trost. Eine Krebsdiagnose traf den sensiblen Kari schwer. 1931 nahm sich der berühmte Berner Coiffeur das Leben.



Freunde:
Musiker Peter Reber und Marc Dietrich, ex Peter, Sue & Marc.



Berner Oberländer: Snowboard-Olympiasiegerin Tanja Frieden, Ex-Skistar Michael von Grünigen, Ehefrau Anna.



In Musical-Stimmung: Cécile und Raphael Lanz, Thuner Stadtpräsident.



Die Hauptdarsteller Rolf Sommer (Dällebach Kari) und Iréna Flury (Annemarie Geiser).



Genossen den Abend: Schauspielerin Heidi Maria Glössner, Partner Adrian Strauss.



Gerngesehener Gast:
Schauspieler Walter Andreas Müller.



Hitzebeständig:
Thilde und Hanspeter Latour, Kult-Fussballtrainer.

Entdeckung in Sacramento

Ella Dining Room & Bar, 1131 K St,
Sacramento, CA 95814, USA.
Telefon +1 916-443-3772;
sonntags geschlossen

Kürzlich war ich ein paar Tage in Kalifornien auf einer kleinen (Elektro-)Autorundreise der Westküste entlang Richtung Norden. Landschaftlich war das sehr eindrücklich und schön, ich habe Pelikane auf Felsen im Pazifik gesehen, tausend Jahre alte Küstenmammutbäume und mehr.

Das kulinarische Highlight hingegen war ein Besuch bei «In-N-Out Burger» – die Hamburgerkette ist seit dem Film «The Big Lebowski» ein Begriff. Auch die Besuche verschiedener Diners wirkten oft filmreif, aber irgendwann hat man die grossen Portionen Eier mit Speck oder Waffeln mit Erdbeeren dann gesehen und gegessen.



Auf dem Weg zurück zum Flughafen von San Francisco hatte ich ein starkes Verlangen nach guter, frischer Küche, und weil die Route über die kalifornische Hauptstadt Sacramento führte, schien das ein guter Anlass für eine Lunch-Pause zu sein. Die Recherche hatte ein Lokal namens «Ella» als besuchenswert hervorgebracht.

Die Karte versprach eine gute Bistro-Küche, made in USA, und schon der erste Gang hielt alles, was ich mir auf der langen Fahrt auf

der Interstate 5 an frischer, geschmackvoller Küche erhofft hatte: leicht bitterer Endivien-salat, aromatisches Honigdressing, geröstete Marcona-Mandeln und grillierte Zwiebeln. Das gerne unterschätzte «Flat Iron» wurde auf mutige Art über Holzkohle zubereitet, so dass die Aussenseite des Steaks dunkel karamellisiert, das Innere medium gebraten und fleischig-zart war. Dazu gab es Spargeln und Zwiebeln vom Grill sowie Meerrettich und eine leichte Bordelaise-Sauce für ein umfassendes harmonisches Geschmacksbild mit Umami, Süsse und leichter Säure.

Fazit: Diese Art von gutzubereiteter Produktküche wird nie langweilig, und für einen «Foodie» gibt es nur wenig, was schöner ist als eine gelungene Restaurant-Entdeckung.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Nachhaltiger Riesling

Boris Kranz: Riesling vom Landschneckenkalk 2016. 12,5%. Peter Kuhn, Dielsdorf.
Fr. 23.–. www.peterkuhnweine.ch
Riesling Westerberg 2021. Lage Ilbesheim trocken. 12,5%. Ebd., Fr. 21.–.

Gute Literatur zeichnet sich dadurch aus, dass sie auf mehreren Ebenen zu lesen ist. Zu ebener Erde und im ersten Stock, um den Titel eines schönen Stücks von Nestroy zu zitieren; und noch auf diversen Etagen dazwischen und darüber hinaus. Dabei ist das oberflächliche Vergnügen als Qualität nicht unbedingt geringer als der Tiefsinn, nicht selten sogar dessen Voraussetzung, sozusagen der Türöffner. Beim Wein ist dies nicht anders. Klar, es gibt Tropfen, die setzen mir erst einmal Widerstand entgegen. Sie verlangen nicht nur Geduld (im Glas, im Keller), sondern sozusagen auch etwas «Arbeit». (Auch Anstrengung macht ja Vergnügen – wie anders wäre sonst die Beliebtheit des Schachspiels zu erklären?)

Wie auch immer: Die Rieslinge von Boris Kranz aus Ilbesheim in der Südpfalz (für



geografisch Schwachbegabte wie mich: bei Landau gelegen, gut 40 km nordwestlich von Karlsruhe) gehören in diese Kategorie. Sie machen auf Anhieb viel Freude, aber sie lohnen auch etwas Bemühung. Und Geduld im Keller (so man das Privileg hat, über einen solchen zu verfügen). Dies lässt sich in heiterer Probe erfahren im Angebot von Peter Kuhn in Dielsdorf. Der bietet nicht nur die jüngsten Jahrgänge von Kranz an, sondern auch dessen «2016 Riesling vom Landschneckenkalk», ein hinreissend frischer, mineralischer, fadengrad kristallklarer, harmonischer, aromatisch vielseitiger elastischer Riesling (helle Früchte, Pfirsich zumal, Limonen, Kräuter, frischgemähtes Gras). Nunmehr in seinem achten Jahr, blüht er noch heute an der Luft regelrecht auf und hat

locker eine Lebenserwartung von weiteren zehn Jahren. Wer die Zurückhaltung aufbringt, mag ihn aus der offenen Flasche im Kühlschrank über mehrere Tage verfolgen – ein besonderes Vergnügen, in der Veränderung der aromatischen Beleuchtung sozusagen das Verrinnen der Zeit zu schmecken. Was freilich für alle substanziellen Weissweine gilt, zumal für so straffe Rieslinge wie die von Kranz.

Das Herzstück von dessen Bio-Betrieb mit 18 Hektar Reben ist die Kleine Kalmit, der Hausberg von Ilbesheim, ein geologisch uralter Hügel von gerade mal 270 Metern Höhe. An dessen Westhang liegt der Westerberg, eine «erste Lage» (*premier cru*), bekannt für ihre «kühlen Morgentemperaturen und lange Abendsonne» (Stephan Reinhardt). Von hier kommt meine zweite Empfehlung, das Beispiel eines grossen jungen Riesling-Vergnügens aus der Hand von Kranz. Die enorme Frische und straffe Knackigkeit, die markante Aromatik und (abermals) Mineralik erstaunen da weniger als die Tiefe und die Länge des jungen Rieslings. Ein Youngster mit sprühender Gegenwart und grosser Zukunft.

100 Prozent Turbo

Die Limited Edition des Cupra Formentor zeigt den sportlichen SUV von seiner schönsten und unterhaltsamsten Seite.



Im zentralen digitalen Display ist es nur ein unscheinbarer Schriftzug: «100 % Turbo» steht oben rechts neben der grossen Motorumdrehungsanzeige. Ich sitze in einem Cupra Formentor VZ5, welchen der spanische Hersteller jetzt in einer Limited Edition auf den Markt gebracht hat. Es ist eine durchaus sympathische und selbstbewusste Attitüde, wenn eine Marke wie Cupra eine Sonderserie von weltweit bloss 999 Stück eines Modells lanciert.

Immerhin sind Cupra und die dazugehörige Marke Seat eher im soliden Mittelfeld des Automobilangebots angesiedelt, machen dort zurzeit aber einen ausgezeichneten Eindruck. Im Vergleich mit den Volkswagen-Konzernschwestern VW und Skoda wirken viele Ideen, die bei Cupra/Seat gerade entwickelt werden, überzeugend und frisch.

Der Formentor VZ5 beispielsweise ist eine komplette Cupra-Eigenentwicklung – angetrieben von einem 2,5-Liter-TSI-Motor mit fünf Zylindern, der 390 PS und 480 Newtonmeter Drehmoment auf die Strasse bringt. Und dies eben mit «100 % Turbo». Das sirrende Pfeifen der grossen Lader ist immer dann zu hören, wenn ein herzhafter Tritt aufs Gaspedal den in beige-grauem «Taiga Grey» lackierten Wagen nach vorne katapultiert. Optisch gehören zum Sondermodell ausserdem Sitzmittelbahnen in schwarzem Dinamica-Mikrofasergewebe, Sitzflächen aus dunkelbraunem Leder mit kupferfarbener Naht sowie Türverkleidungen und Armaturentafel in dunkelbrauner Lederoptik.

Dabei ist das Crossover-SUV-Modell mit etwas zusätzlicher Bodenfreiheit und guter Über-

sicht ein kompetenter Alleskönner. Während ich mich beispielsweise auf die Autobahn Richtung Luzern, Sarnen und Brünig mache, rollt der Cupra angenehm halbautomatisch vor sich hin. Der sogenannte Travel Assist übernimmt Geschwindigkeit, Abstand und das Halten der Spur. Dass dabei ab und zu willkürliche Tempoanpassungen gemacht werden, weil das System ohne ersichtlichen Grund von 100 auf 60 km/h bremst, scheint ein Software-Problem zu sein, das auch bei anderen Modellen aus dem Volkswagen-Konzern schon zu beobachten war.

Es ist aber am Ende nichts, was meine Freude am Fahren mit diesem ebenso munteren wie komfortablen Auto trüben mag. Ein Druck auf die Taste mit dem Cupra-Logo am Lenkrad schaltet die Fahrzeugabstimmung von «Comfort» auf «Sport» oder gar auf «Cupra». Letzteres lässt an der Hinterachse auf Wunsch auch mehr Driftwinkel zu, was allerdings nichts für öffentliche Strassen ist, wenn vor einem Touristen mit deutschem Autokennzeichen auf Schleichwegen unterwegs sind. Auf der Rückfahrt am Abend ist dann mehr möglich, der Formentor VZ5 zeigt sich von seiner besten Seite: Er sieht gut aus (innen wie aussen), ist durchaus praktisch in Bezug auf technische Vorzüge und Platzverhältnisse und sorgt schliesslich für beste Unterhaltung am Steuer.

Cupra Formentor VZ5 4Drive Limited Edition

Motor/Antrieb: T-Zylinder-Turbobenziner, Allradantrieb, 7-Gang-DSG; Hubraum: 2480 ccm; Systemleistung: 390 PS / 287 kW; max. Drehmoment: 480 Nm / 2250–5700 U/min; Verbrauch (WLTP): 10,1–10,3 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,2 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Preis: Fr. 72 800.–, Testwagen: Fr. 79 188.–



OBJEKT DER WOCHE

Revolution in Wimbledon

Jannik Sinner Gucci-Tennistasche Massanfertigung

Am ehesten hätte man so etwas von Roger Federer erwartet. Doch es scheint einen Generationenwechsel gebraucht zu haben, damit es en vogue wird, im weissen Wimbledon mit farbiger Designer-Tasche zu erscheinen. Jannik Sinner, 21, Welt Nummer 8, ziemlich genau halb so alt wie Federer, ging dieses Jahr in die modische Offensive und betrat mit einem Seesack von Gucci den Rasen. Vielleicht hat es damit zu tun, dass Sinner Italiener ist. Man sagt, sie seien den anderen in Stilfragen immer einen Schritt voraus. Während Novak Djokovic oder Stefanos Tsitsipas in traditioneller Sportmarken-Ausrüstung aufkreuzten, liess Sinner seine mit dem GG-Logo von Gucci und seinen eigenen Initialen veredelte bräunliche Tasche mit grün-roten Tragriemen lässig neben die Sitzgelegenheiten fallen. Ein Objekt, das man sonst eher auf einer Reise im Erstklassabteil erwartet. Laut Gucci war es das erste Mal, dass ein Tennisspieler die Erlaubnis erhielt, eine Tasche mit Luxuslogo auf dem Platz zu tragen, wie die *New York Times* schreibt. Er habe darin Kleidung zum Wechseln und ein paar andere Sachen verstaut, sagte Sinner. Die Schläger des Wimbledon-Halbfinalisten befanden sich nach wie vor in der weissen Head-Tasche.

Die Konkurrenz schläft indes auch neben dem Court nicht: Die zwanzigjährige Welt Nummer 1, Turniersieger Carlos Alcaraz, ist seit Ende Juni Louis-Vuitton-Botschafter. Auf nächstes Jahr lassen sich die Franzosen sicher etwas einfallen.

Benjamin Bögli

Simulacrum



Statue für die Fiktion Rocky und nicht für den realen Darsteller Sylvester Stallone.

Schon die Bibel weist darauf hin: Menschen glauben an das, was sie sehen. Die bildenden Künstler der Renaissance erfanden die Zentralperspektive, die es ihnen erlaubte, den biblischen Geschichten eine unmittelbare Wirklichkeit zu verleihen. Die Bilder hatten eine Wirkung auf ihre Rezipienten, wie sie heute kaum mehr vorstellbar ist. Die FDP löste jüngst eine Diskussion aus mit einem mittels künst-

licher Intelligenz generierten Plakatsujet, das Klimakleber und -kleberinnen zeigt, die dem Verkehr und damit auch einer Ambulanz den Weg versperren. Sie löste dadurch eine Kontroverse und eine Diskussion über Ethik aus. Die Krux liegt darin, dass sich Darstellungen alsbald auch mit ausgeprägter Bildkompetenz nicht mehr von der Wirklichkeit unterscheiden lassen werden. Bilder werden die Aussagekraft

haben, die *simulacra* eigen ist: die Ersetzung der Realität durch ihre Darstellung. Wie die Rocky-Statue in Philadelphia, die nicht dem Darsteller, sondern seiner repräsentierten Figur zugeordnet ist.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

PEANUTS
by
Schulz



Marco Koch und Patrick McDermott

Wie erfindet man als Schweizer Hersteller von industriellen Schweisshelmen eine angesagte Sportmarke? Zwei Unternehmer führen es vor. Ein Besuch im ländlichsten Winkel der Schweiz.

Das Toggenburg und die Industrie. Das ist ein eher schwieriges Thema. Seit der Abwanderung der Textilwirtschaft kommen die Produktivkräfte in dieser saftig grünen, ländlichen Region des Kantons St. Gallen nur noch schwer auf Touren.

Eine grosse Ausnahme von dieser generellen Tendenz ist die Firma Optrel in Wattwil. In den 1980er Jahren siedelte eine Unternehmer-Gruppe um Albert Koch hier ihren Hersteller von Automatik-Schweisshelmen an. Der Name Optrel wurde weltweit zum Synonym für hochwertigstes Industrie-Equipment. Dreh- und Angelpunkt der erfolgreichen Produkte ist die aktive, selbständige Abdunklung des Visiers während des Schweissens durch den Einsatz von Flüssigkristallen.

Nach vierzig Jahren wechselhafter Firmengeschichte – 1999 wurde Optrel nach Frankreich verkauft und im Jahr 2010 von den beiden Söhnen des Mitgründers wieder herausgekauft und gerettet – präsentiert sich das Unternehmen jetzt an der Schwelle eines neuen Zeitalters.

Hell und dunkel

Wir treffen den Verwaltungsratspräsidenten Marco Koch und seinen CEO, Patrick McDermott, in einem gutbürgerlichen Speiselokal in Lichtensteig. Die beiden sind derzeit dabei, ein völlig neues Standbein aufzubauen – und zwar im Konsumgüterbereich. Eine schlagkräftige Paarung: Marco Koch bringt jahrzehntelange Industrie- und Produktionserfahrung mit, Patrick McDermott kennt sich im Marketing und Vertrieb von Luxusgütern aus. Er war früher bei Firmen wie Bucherer und La Prairie. Heute leitet er bei Optrel die neue Marke React.

Bei React ist der Name Programm: Es handelt sich um schön designte Sonnen- und Skibrillen, die ihre technologische Innovationskraft aus dem angestammten Schweisserei-Equipment von Optrel geerbt haben. Innerhalb einer Zehntelsekunde dunkeln sie sich, je nach Sonneneinstrahlung, ab oder hellen sich wieder auf. Dahinter stecke, erzählen Koch und McDermott, jahrelange Forschung und Entwicklung. «Die grosse Herausforderung bestand darin, die



«Schweizer Hochtechnologie»: Geschäftsleute Koch (rechts) und McDermott.

Flüssigkristall-Technologie so zu verbessern, dass sie nicht nur in industriellen Schweisshelmen, sondern auch in leichten, modischen Sonnenbrillen angewendet werden kann.» Ein Problem, an dessen Lösung sich manch ein führender Hersteller luxuriöser Sonnenbrillen die Zähne ausgebissen hat, bis es die Tüftler aus dem Toggenburg gelöst haben. Neben den Wintermodellen zum Skifahren bieten sich die Sommermodelle vor allem im sportlichen Bereich an – zum Beispiel für den Radsport, das Golfspiel oder das Autofahren.

Seit gut einem Jahr sind die neuen React-Brillen jetzt auf dem Markt. Verkauft werden sie vom Unternehmen direkt über das Inter-

net sowie im Sportfachhandel und bei Optikern. Die bisherigen Verkaufserfolge stimmen die beiden Unternehmer zuversichtlich. Laut Patrick McDermott ist es gelungen, insbesondere im Radsport und Ski-Bereich, sofort eine hohe Bekanntheit zu erzielen. «Sehr geholfen hat uns dabei, dass manche Skirenn- und Radrennfahrer ohne unser Zutun plötzlich anfangen, unsere Brillen zu tragen.» Mit einem Preisschild von rund 300 Franken sind die React-Produkte zwar nicht gerade billig. «Für Schweizer Hochtechnologie gibt es aber zum Glück eine gute Zahlungsbereitschaft», sagt Marco Koch.

Florian Schwab

Luisa Rossi, Stylistin

Einen schönen Sommerabend würde sie gern mit «Superman» verbringen, einer der besten Ratschläge, den sie erhielt, war, mit Intervallfasten zu beginnen; am liebsten wäre sie Rockstar.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Luisa Rossi: Das sind meiner Ansicht nach Menschen, die ihre Zeit und Energie für wohltätige Zwecke einsetzen.

Weltwoche: Wen haben Sie schon einmal um ein Autogramm gebeten?

Rossi: Das war 1978, und er hiess Christopher Stone, ein US-amerikanischer Schauspieler. Den Ersten und Einzigen, den ich je um ein Autogramm bat.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Rossi: Ich denke mainstreamig und ecke selten an, ist noch praktisch!

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Rossi: So viel, dass ich nie Schulden haben werde.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Rossi: Charme, Charisma und Coolness.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich am meisten?

Rossi: Davor, meine Zähne zu verlieren, das wäre ein absoluter Albtraum.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Rossi: Ich weine sehr oft, seit meine geliebte *mamma* von uns gegangen ist.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Rossi: Mir ist schon *sturm* vor lauter Denken ...

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Rossi: OMG, *yes!*

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Rossi: Ich war und bin immer noch parteilos.



«Weil ich eine Feinschmeckerin bin: Mode-Expertin Rossi, 59.

Weltwoche: Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

Rossi: Mit Patrick, er hatte fantastische Locken.

Weltwoche: Welches Lied können Sie immer wieder hören?

Rossi: «Easy Lover» von Phil Collins und Philip Bailey aus dem Jahr 1984.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Rossi: Daran kann ich mich nicht erinnern ...

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Rossi: Meine Hände stören mich am meisten.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Rossi: Ganz klar: Mit dem «Superman»-Schauspieler Henry Cavill.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Rossi: Tempi passati.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Rossi: Mir kommt keine in den Sinn, ah, vielleicht doch: die alte, kleine, runde, gute Fee von «Cinderella» mit dem Zauberstab.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Rossi: Dass ich mit Intervallfasten starten solle.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Rossi: Das kommt ganz auf die Situation an.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Rossi: Weil ich eine Feinschmeckerin bin und gerne so ziemlich alles esse.

Weltwoche: Was passiert, wenn wir sterben?

Rossi: Das würde ich auch gerne wissen.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Rossi: Kriege müssten verboten werden.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

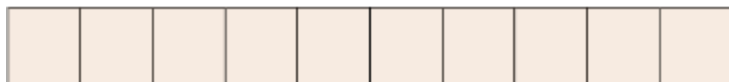
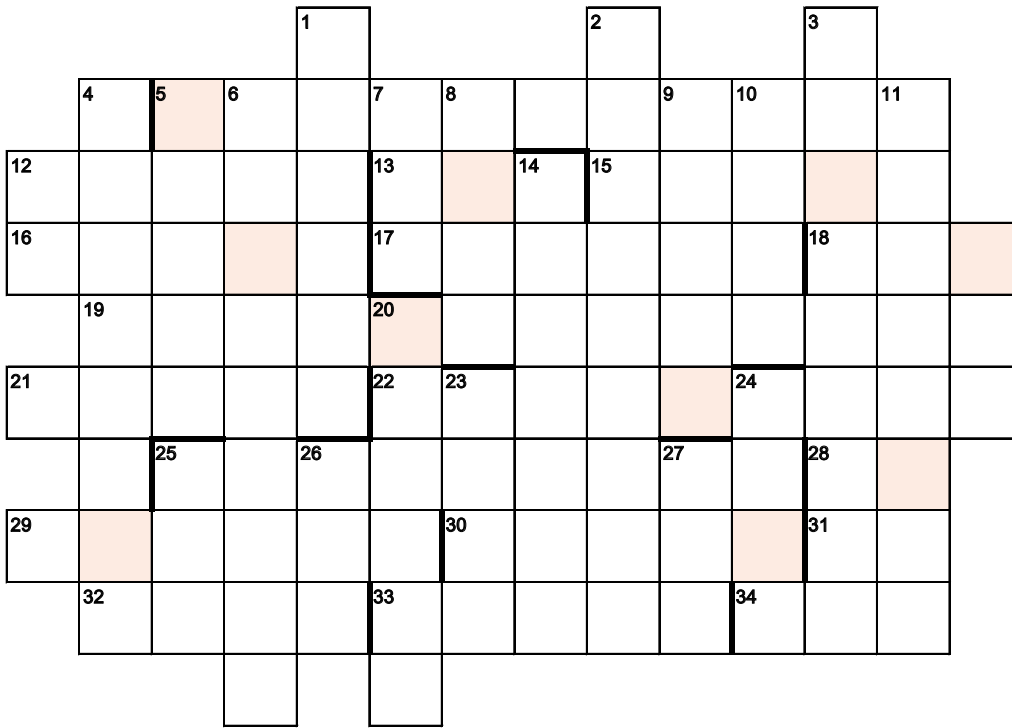
Rossi: Das der Tänzerin und das der Sängerin, also die eines Rockstars.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Rossi: Mit sechzig sind es in der Zwischenzeit einige.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Rossi: Wenn ich mit mir im Einklang bin.



Lösungswort — prophezeit das Schicksal von Verdauungsorganen?
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 5 murrender Kernreaktor? 12 tönt nach Milchprodukt, ist aber Lebensraum, z. B. für ... 13... ihn 15 passt ins Krankenauto und endet mit Wut 16 «oder Gallerte»? 17 so werden Zwiebeln in der Bratpfanne und Augen beim Zwiebelschneiden 18 das Ende von Sonnenschein 19 handlicher, aber sehr verdächtiger, Leichen-Zustand 21ine erschaffen hat, ist kein Künstler 22 Ausscheidung eines Schweins? 25 zum Drankuscheln geeignet, aber unbeliebt 28 Kopfloser russischer Herrscher 29 Teil eines Ordens, der niemandem verliehen wird 30 für Skifahrer wunderbar, für Pferde aber gar nicht gut 31 Nachbarlands-Webadressen-Endung, die als typisch schweizerische Endung bekannt ist 32 macht mit und ohne Floyd Musik 33 ist in Bärni Spezial Dunkel enthalten und auch im Skizirkus mit dabei 34 komprimiertes Aluminiumnitrid

Senkrecht — 1 kann Sojabohnen oder Schrot enthalten 2 etwas Flüssigkeit vor 18 waagrecht, insgesamt bares Geld wert 3 Periodensturz? 4 Chirurgenjob, der mit fremdem Krieg beginnt und fernöstliche Meditation beinhaltet 5 ist, wem es an 25 waagrecht fehlt 6 geschüttelte Trankanne 7 p...t Jetsetter 8 probiert es stets mit Gemütlichkeit 9 blüht auf der Heide und ist in Amerika zu finden 10 liegen im Backstagebereich 11 Zweibeinerin, die auf vierbeinige Fortbewegung setzt 12 ein halber Peso 14 sind sowohl in der Leichtathletik als auch im Schachsport mit dabei 20 Verabschiedung am Ende der Brautschau 23 leicht mit einer 13-Waagrecht-Gruppe zu verwechseln 24 indische Grossstadt ohne CaCO₃, 25 passt vor läufig, fällig und darmig 26 bei vielen Südosteuropäern unbeliebter Bestandteil von Zuckerwaren 27 ist verkehrt herum geschrieben

© Daniela Feurer – Rätselactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 826



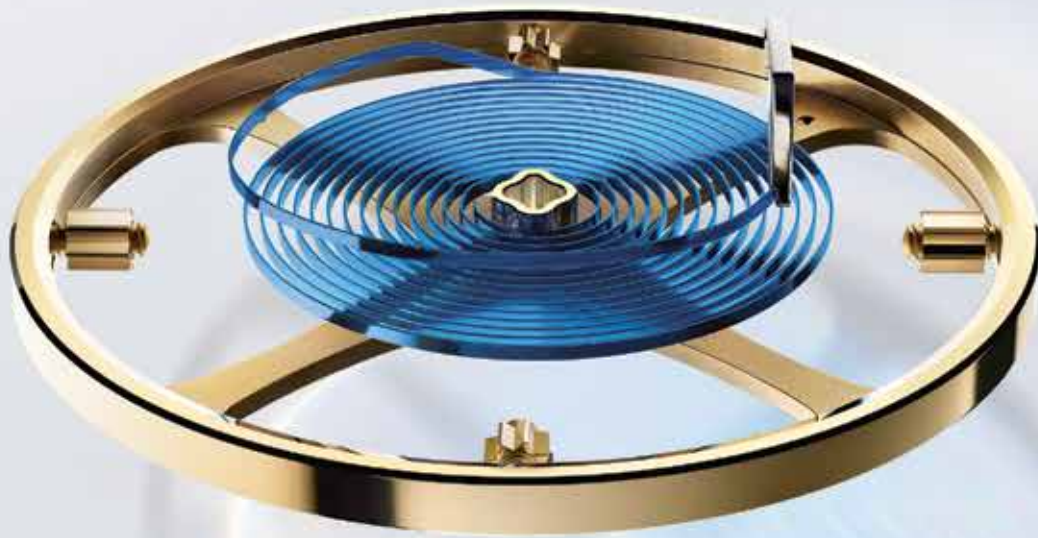
Waagrecht — 2 JA 4 NACHMESSEN (nach'm Essen) 11 MAL 14 CHEERLEADER 15 HAUPTABNEHMER 16 ZU 17 LHASA (Heinrich Harrer, «Sieben Jahre in Tibet») 18 ARLESheim 19 HEFT(IG) 20 HSG 21 MARC 23 KaUFOptionen 24 STATE (engl. f. Staat, états = franz. f. Staaten) 26 ARCHE 28 GENTS 30 PINT 31 (A)THEn 32 EU-ROKRAT 33 THUNfisch

Senkrecht — 1 VERTAGT (Tag = Sprayerzeichen) 2 JEAN(S) 3 ANDERMATT (Anagramm v. dem Rattan) 5 ACHT 6 CHAUFFEUR 7 HEULTON 8 MEPHISTO 9 SLASH (Tastaturlayout) 10 SEBASTIAN Vettel (chem. Formel-1-Fahrer) 11 MEHL 12 ARMER 13 Fleissiges LIESCHEN 16 ZEUG(E) 18 AGENT (a gent) 22 ARTH ((eine) Art h) 25 APR 27 (S)CHURwolle 29 SKY (engl. f. Himmel)

Lösungswort — **VERBRATEN**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



WARUM BLAU?

Das ist unsere Parachrom-Spirale. Sie hütet die chronometrische Präzision der Uhr. 2005 vorgestellt und vollständig in unserem Haus entwickelt, stellt sie den Zenith der Möglichkeiten für Spiralfedern aus Metalllegierungen dar. Der Massstab der Abbildung täuscht jedoch. Ihr Rand ist dünner als ein einzelnes Haar und sie hat lediglich den Bruchteil des Gewichts einer Perle. Darüber hinaus hat sie im gewickelten Zustand einen Durchmesser von nur wenigen Millimetern. Vor äusseren Einflüssen wird sie durch ein Gehäuse geschützt, dessen Hermetik durch seinen Namen treffend beschrieben wird: Oyster (Auster). Es ist unnötig zu erwähnen, dass man die Parachrom-Spirale

selten zu Gesicht bekommt. Warum sollten wir uns also mit ihrer Farbe beschäftigen? Wir tun das, da dieser blaue Farbton für unsere Tradition der Exzellenz in der Uhrmacherei steht. Es ist die Farbe, die unsere einzigartige Legierung aus Niob, Zirkonium und Sauerstoff annimmt, wenn sie zur Unterbrechung des Oxidierungsprozesses eloxiert wird. Dieses Blau ist für uns von essenzieller Bedeutung, da es das anhaltende Leistungsniveau symbolisiert, dem wir uns selbst verschrieben haben. Diese Spiralfeder ist gegenüber Magnetfeldern unempfindlich, widersteht Temperaturveränderungen und ist sowohl gegen Stosseinwirkungen als auch Korrosion resistent.

#Perpetual

BUCHERER
1888


ROLEX